



Innovation
that excites

WENN DIE
VERNUNFT DAS
ABENTEUER
SUCHT.



26 KURZGESCHICHTEN

Originalausgabe im NISSAN Taschenbuch

1. Auflage Februar 2016

Umschlaggestaltung: Jan Ehlbeck

Illustrationen: Inken Wriedt

Layout: Tessa Braun, Jan Ehlbeck

Satz: Tessa Braun, Jan Ehlbeck

Druck und Bindearbeiten: MSB Medien Service Bamberg GmbH

Konzept: Publicis Pixelpark

Printed in Germany

WENN DIE
VERNUNFT DAS
ABENTEUER
SUCHT.

Gewidmet allen Fans und Fahrern des NISSAN X-TRAIL.

INHALTSVERZEICHNIS

Ein Familienurlaub mit X-Tremen	14
Unterwegs im Wunderland	22
589 Meter oben ohne	26
Der Anhalter	28
Sie braucht das ganze Universum, doch ich bin nur ein Stern	32
Das Herdentier	37
Wer bremst, verliert	40
Signalwirkung	44
Jenseits von Eden	48
Spielgefährte	52
Der Boden unter meinen Füßen	54
Auf zu neuen Ufern	56
Abgebogen	58
Aus der Natur	66
Auf Abwegen zur Vernunft	68
Wasser, Feuer, Erde, Luft, NISSAN	71
Das Ende Europas	74
Willst du das Abenteuer, musst du erst die Vernunft besiegen	78
Gesucht, gefunden	85
Speeddating	86
Der Bär	88
Lebe dein Ändern	97
Rubber	98
Der goldene Weg	110
Der Anstandswagen	120
Herzrasen	125

**„GEGEN ZIELSETZUNGEN IST NICHTS EINZUWENDEN,
SOFERN MAN SICH DADURCH NICHT VON
INTERESSANTEN UMWEGEN ABHALTEN LÄSST.“**

Mark Twain

EIN FAMILIENURLAUB MIT X-TREMEN



Skiurlaub beginnt auf der Autobahn!

Seit vielen Jahren schon fährt Familie Schaub in die Skiferien nach Ischgl in Österreich. Besonders die zwölf Stunden Autofahrt betrachten Familienvater Michael Schaub und seine Frau Luisa als Tradition. Welch ein Ärgernis für die beiden Kinder Lilli und Tim. Es gibt nämlich nichts, was Herrn und Frau Schaub von dieser Fahrt abhalten könnte, denn familiäre Traditionen haben absolute Priorität. Dieses Jahr fahren sie auch noch in dem neuen Geländewagen, was Lilli und Tim nicht unbedingt als Vorteil sehen. Dank

des neuen Autos müssen die Kinder während der Fahrt hungrig auf Pausen warten. Um den Duft des Neuwagens besonders intensiv aufzunehmen, hat sich der Vater bewusst dazu entschieden, die von seiner Frau zubereiteten Frikadellen einfach zu Hause zu lassen. Hack rieche zwar sehr lecker, aber lange nicht so gut wie neue Ledersitze, meint er. Kaum hat die Fahrt begonnen, plärrt Lilli auch schon auf der Rückbank, weil sie Pipi muss. Ihr Bruder Tim weiß sich zu helfen und schlängelt sich über die wohlriechenden Ledersitze eine Reihe weiter nach hinten, wo er in Ruhe auf seinem Handy spielen kann. Frau Schaub gibt sich so schnell nicht geschlagen und geht das Problem an der Wurzel an. Sie bespaßt Lilli, indem sie mit ihr „Ich sehe was, was du nicht siehst ...“ spielt. Lillis trauriges Gesicht nimmt in Windeseile andere Züge an. Statt zu schluchzen bilden sich jetzt tiefe Zornesfalten auf der Stirn. Lilli ist es nach dem sechsundzwanzigsten Mal immer noch nicht gelungen zu erraten, welches Objekt ihre Mutter im Visier hat. Das sollte niemanden verwundern, denn Frau Schaub hat sich der Einfachheit halber auf den Himmel konzentriert, den man am besten sieht, wenn man den Kopf in den Nacken legt und durch das Schiebedach nach oben schaut. Und welche Farbe hat der Himmel? Richtig, blau! Wobei sich Herr und Frau Schaub darüber nicht ganz einig werden und eine Diskussion über die Farbe des Himmels starten, bei der Frau Schaub ihrem Mann ans Herz legt, sich einem Sehtest zu unterziehen, denn sie vermute, er sei stark farbenblind. Nach diesen vielerlei Erkenntnissen wird es wirklich höchste Zeit, Rast zu machen.

Herr Schaub parkt den Geländewagen neben einem alten roten Kombi, in dem eine andere Familie dicht zusammengedrängt sitzt. Der Mann am Steuer des Kombis guckt hoch und winkt mit irritierend freundlicher Miene. Kurz darauf entdeckt Herr Schaub das holländische Nummernschild. Sein Sohn Tim, entdeckt etwas ganz anderes und zwar zwei blonde Mädchen auf der Rückbank. Für einen Moment steckt er sein Smartphone weg und rutscht näher zur Tür. Diese öffnet sich ganz automatisch und Tim geht noch einmal in sich, um zu überlegen, wie er beim Aussteigen einen möglichst lässigen Eindruck hinterlassen kann. Dann verlässt er nicht irgendwie das Auto, sondern cool wie Justin Bieber in seinem neuen Video. Leider merkt er bei der Inszenierung nicht, dass auf dem Asphalt ein matschiger Schneehaufen liegt. Zu allem Übel hat er auch noch vergessen, seine Schuhe anzuziehen, und tritt barfuß in die Sülze. Lillis Zornesfalten lösen sich auf und ihr lautes Kinderlachen ist zu vernehmen. Frau Schaub greift schnell nach Lillis Hand, damit sich nicht auch noch das zweite Kind „einnässt“. Die Holländerinnen sitzen kichernd auf der Rückbank des Kombis und fragen sich, ob die deutsche Familie zu viele Kartoffeln gegessen hat.

Auf dem letzten Stück der Fahrt blüht Herr Schaub auf und lässt die Reifen geräuschvoll im Schnee durchdrehen. Frau Schaub verdreht die Augen und sagt über die Schulter zu Lilli: „Papa wird langsam übermütiig. Er muss wohl bald ins Bettchen, dann kann er in seinen Träumchen mit dem Auto meinetwegen bis zum Möndchen fahren.“ Tims Augen wiederum fangen an zu leuchten. „Papa, das war so geil. Kannst du das noch einmal machen? Ich will das

auf Video aufnehmen.“ Doch bevor es dazu kommt, greift die Mutter wieder ein: „Nein, lieber nicht. Wir wollen morgen ausgeschlafen mit Skieren auf den Berg – und nicht zu später Stunde den wilden Maxen machen.“ Das wiederum bringt Herrn Schaub auf eine Idee. Doch dazu später. Zunächst endet der Abend mit Kaspressknödelsuppe und Wiener Schnitzel in der Stube des Alpenhotels.

Morgenstund hat X-TRAIL im Mund!

Gut ausgeschlafen und vom Frühstücksbuffet ausreichend gestärkt, macht sich die Familie auf den Weg in den Skikeller, in dem eine Temperatur von gefühlten 60 Grad herrscht. Das ist in Astronauten-Skianzügen besonders angenehm, denkt sich Herr Schaub, dessen familiäre Verpflichtung es nun ist, jeweils acht Skistiefel, acht Skier und acht Stöcke zum Auto zu tragen. Doch damit nicht genug. Lilli sitzt hinter der Ausgangstür des Skikellers und bewirft ihren Vater jedes Mal, wenn er vollbepackt und schleppend aus der Tür kommt, lachend mit Schneebällen.

Eine halbe Stunde später erreichen sie den Parkplatz der Talstation und Michael Schaub weiß, was auf ihn zukommt. Er muss dafür sorgen, dass das Equipment wieder aus dem Auto rauskommt – und das möglichst schnell, damit sie keine wertvolle Pistenzeit verlieren. Als Erstes setzt er Lilli zackig in den großen Kofferraum, um ihr ohne Komplikationen die Skischuhe anziehen zu können. Dieser Akt wird fast reibungslos über die Bühne gebracht, bis Lilli ihn anguckt und grinsend durch ihre Zahnlücke sagt: „Papa, die sind falsch herum.“ Kurz vor der Schnappatmung, besinnt sich Herr

Schaub noch einmal auf das Wesentliche. Die bisherigen Eskapaden verfolgen nur eines und zwar das schöne Ziel, am Ende auf der Piste den Adrenalinschub zu spüren, auf den er sich das ganze Jahr über schon gefreut hat. In aller Ruhe händigt Herr Schaub seinen Liebsten die Skier aus und die drei stapfen, ohne weitere Anerkennung, Richtung Gondel. „Ich komme gleich nach“, ruft der Vater noch, aber das scheint keiner mehr mitzubekommen.

Nunmehr zu seinem Plan, der ihm während der gestrigen Fahrt gekommen ist. Er schmeißt seine Skier regelrecht in den Kofferraum. Die Heckklappe schließt automatisch, als wüsste sein Geländewagen, welcher Spaß jetzt auf ihn zukommt. Schaub schwingt sich auf den Fahrersitz und ruft wie ein freigelassener Yeti: „Show me the X-TRAIL, Baby!“ Euphorisch drückt Herr Schaub aufs Gaspedal, schaltet vom ersten bis zum dritten Gang hoch und rast in Richtung Wald. Mit Vollgas passiert er die Tannen und schreit jedes Mal „Strike“, wenn er Äste streift und dabei Schneerutschens lostritt. Er rast einen verschneiten Weg hoch, der sonst immer von den Pistenfahrzeugen befahren wird. Dabei lässt er kein Hindernis aus und nimmt jede Bodenwelle mit. Das Gefühl, im Auto auf und ab zu wippen, lässt sich anscheinend nicht in vernünftige Worte fassen, weswegen nur noch unkontrollierbare Rufe wie „Wooooho!“ und „Jiiiiiiha!“ zu hören sind. Der Wald wird immer lichter und der im Verborgenen heimlich genossene Ausraster findet plötzlich vor aller Augen statt, als Herr Schaub mit 150 km/h vor der Bergstation auf die Bremse drückt und vor einer Gruppe von Skifahrern zum Stehen kommt. Dabei driftet er so stark um die eigene Achse, dass er sogar die Schneekanone komplett in Weiß eindeckt. Die kleinen

Mengen Schnee, die aus der Schneekanone kommen, wirken im Vergleich zu Michael Schaub's Schneewirbel wie die eines Puderzucker spuckenden Hamsters. Spätestens jetzt hat Herr Schaub das Kind im Mann entdeckt und ist nicht mehr zu bremsen. Er lässt das Auto kreisförmig immer wieder um die eigene Achse driften und veranstaltet ein Feuerwerk aus Puderschnee. Sein Lachen wirkt dabei so befreudlich wie das von Jim Carrey in seiner größten Komödie. Dies wiederum hat zur Folge, dass weder seine Frau noch seine Kinder, die ein paar Meter weiter stehen, merken, dass es sich bei dem driftenden Fahrer um ihr Familienoberhaupt handelt. Viel eher halten sie den Mann für einen Stuntfahrer, der von der Touristenzentrale gebucht wurde, um im Skigebiet für Action zu sorgen. Frau Schaub dreht sich beeindruckt zu ihren Kindern mit den Worten: „Was die sich hier im Skigebiet jedes Jahr Neues einfallen lassen, ist echt bemerkenswert. Das würde eurem Vater gefallen. Wo ist er eigentlich?“ Diese Frage kann ihr niemand beantworten, außer vielleicht der Liftwärter, der wutentbrannt mit einer Schaufel auf den NISSAN X-TRAIL zuläuft, um Herrn Schaub zu verscheuchen.

„Eh, Buab! Schleich di jez!“

Doch noch ehe ihn der Liftwärter zu fassen kriegt, hat Michael Schaub auch schon den Fun-Park mit den Schanzen und den Rails entdeckt. Er rast an ein paar Snowboardern vorbei, die bis eben noch die „coolsten Dudes“ auf der Piste waren. Bis auf einmal „Daddy Super Cool“ auftaucht und mit Vollgas auf die Schneerampe fährt. Er fliegt über die Rampe und schreit aus dem offenen Fenster: „Das ist mein Quantensprung!“ Den coolen Jungs fällt die Kinnlade runter und sie winken ihn mit fuchtelnden Armbewegungen.

gungen heran. Herr Schaub hat jedoch keine Zeit, geschweige denn Lust, um für die Bewunderung pubertierender Baggy-Hosen-Träger stehen zu bleiben. Er rast weiter die Piste abwärts und entdeckt dabei einen Slalomparcours, den er in Perfektion runterwedelt. Der Active-Ride-Control-Regler hilft Herrn Schaub, auf hohem Tempo-Level die Kurven in höchster Präzision zu nehmen, ohne dabei wegzurutschen. Beiläufig nimmt er drei ältere Herren wahr, die mit roten Köpfen auf langen Skiern den Parallelschwung üben. Dieser Anblick wiederum ist für Herrn Schaub Grund genug, um abrupt abzubremsen. Er legt den Rückwärtsgang ein und fährt zurück zu den Herren, die aus irgendeinem Grund seine Aufmerksamkeit erregt haben. Schaub ruft ihnen zu: „Wollen Sie mit?“

Die Herren gucken etwas irritiert, doch zögern nicht lange, bevor sie dankend einsteigen und endlich aufhören, vor Anstrengung zu schnaufen. Jetzt sieht es endgültig so aus, als wären vier Männer auf der verrücktesten Vatertagstour ihres Lebens. Die drei zugestiegenen Männer motivieren Michael Schaub, noch schneller zu fahren, um die Piste mit einer Geschwindigkeit runterzuheizen, die sie die letzten dreißig Jahre ihrer Skihistorie niemals erreicht haben.

Herr Schaub rast Richtung Talstation und gibt noch einmal Gas, damit die letzte Vollbremsung auch wirklich die gewünschte Wirkung erzielt. Er weiß ja jetzt, wie es geht. Der letzte Drift ummantelt eine Gruppe von Leuten von oben bis unten mit Schnee. Der Wagen kommt elegant und präzise wie eine Ballerina zum Stehen. Daraufhin drücken die Männer ihre Nase an die Scheibe und erkennen die „coolen Snowboard-Dudes“. Diese Gelegenheit lässt sich Michael Schaub nicht nehmen. Er fährt das Fenster runter,

schiebt seinen Ellbogen lässig raus und meint: „Tja, ob das bei euch genauso gerade ist? I doubt it!“ Die drei älteren Herren steigen nach dieser rasanten Pistentour wieder aus dem Wagen und gehen geradewegs zur nächsten Hütte. Beim dritten Jagertee und fünften Enzian werden sie denken, sie hätten das alles nur geträumt.

Nur Michael Schaub ist sich seines Abenteuers komplett bewusst. Er steuert seinen Geländewagen erschöpft, aber zufrieden mit 5 km/h auf den Parkplatz der Talstation. Nachdem er an derselben Stelle wie zuvor geparkt hat, nimmt er seine Skier aus dem Kofferraum und geht Richtung Skigondel. Dort wartet auch schon seine Familie. Lilli rast auf ihren Vater zu mit den Worten: „Papi, wo warst du?“ Die Antwort, die er seiner Tochter gibt, entpuppt sich als faktisch durchaus richtig und gleichzeitig noch als Weisheit: „Papa hat sich erst einmal ordentlich warm gemacht. Das muss man in meinem Alter.“

UNTERWEGS IM WUNDERLAND



„Alice, mach dies, Alice, mach das. Komm her und träum nicht schon wieder den ganzen Tag vor dich hin.“ – „Mach ich doch auch nicht“, denkt Alice. „Kann man denn nicht einfach mal seine Ruhe haben?! Ich mach doch schon genug, streng mich mehr an als alle anderen zusammen, nur um den Ansprüchen zu genügen. Aber nein, immer heißt es nur: ‚Alice, mach mal hier‘ und ‚Alice, mach mal da.‘ Dabei ist es doch ganz einfach, Alice. Man darf sein Leben nicht nach anderen richten. Du allein musst die Entscheidungen fällen. Nicht deine Eltern, nicht deine Freunde

und schon gar nicht dein Chef, zumindest nicht, wenn es um dein Privatleben geht. So!“

Alice sitzt genervt an ihrem Schreibtisch. Gefangen in ihrem eigenen kleinen Chaos an Gedanken. Die letzten Tage waren einfach zu viel. Einfach ausbrechen, an nichts denken und schon gar nicht nach jemandes Pfeife tanzen. Abhauen, einen kurzen Moment Auszeit. Lange genug ist sie den Regeln gefolgt und hat alles so gemacht, wie es von ihr verlangt wurde, ohne an sich zu denken.

Gedankenverloren schaut sie nach draußen. Mit einem lauten Klinnen landet plötzlich ein Autoschlüssel auf ihrem Tisch. Alice schreckt hoch. Ihr äußerst liebenswerter Chef steht mit verschränkten Armen vor ihr. „Kannst du den abholen? Ach, und träumen kannst du im Schlaf!“ Ohne einen weiteren Kommentar verlässt Herr Heartking den Raum und hinterlässt eine sprachlose Alice. „Das kann doch nicht sein“, denkt sich Alice. „Was mache ich denn hier, bin ich sein Mädchen für alles? Aber was bringt es schon, jetzt zu rebellieren. Ich kann froh sein, einen festen Job zu haben, und sonst läuft doch alles super in meinem Leben. Klar könnte ich mir etwas Besseres vorstellen, mehr Aufregung, mehr ICH, aber na ja, passt schon ...“ Alice packt ihre Sachen und macht sich auf den Weg, das Auto abzuholen. Auf der Straße verfällt sie wieder einmal in ihre üblichen Tagträumereien. Was wäre, wenn die Leute plötzlich anfangen würden, ohne Grund zu tanzen, wenn sie sich in die buntesten Gestalten verwandeln oder sogar fliegen könnten? Was wäre, wenn Tiere reden könnten und das ganz normal wäre? Ach, manchmal denke ich bereits vor dem Frühstück an sechs unmögliche Dinge, aber ich liebe es. Es ist der Ort,

an dem ich mich am liebsten befinde. Meine eigene kleine Traumwelt. Vollkommen gedankenverloren kommt Alice im dem Autohaus an, regelt alle Formalitäten und steigt in den neuen NISSAN X-TRAIL ihres so liebenswerten Chefs ein. Auf dem Weg zur Arbeit nähert sich langsam aber sicher die Autobahn. „Eigentlich habe ich jetzt überhaupt keine Lust, wieder zurück zur Arbeit zu fahren“, denkt sie. „Da werde ich doch eh nur angeschnauzt – und auch wenn ich alles richtig mache, mache ich doch alles falsch. Abhauen wäre gut. Aber nein, das geht ja auch nicht. Heute ist das große Familienfest. Ich habe die letzten Wochen mit kaum etwas anderem verbracht, als zu arbeiten und dieses stumpfsinnige Fest vorzubereiten. Habe alles durchgeplant, bis ins kleinste Detail. Die werden mich buchstäblich köpfen, wenn ich nicht erscheine. Obwohl – alles ist vorbereitet. Ob ich anwesend bin oder nicht: Stattfinden wird es so oder so.“

In ungefähr 100 Metern kommt die Ausfahrt. Geradeaus geht es weiter in Richtung Unbekannt. Jetzt abfahren oder weiter geradeaus? Der Gedanke wird immer stärker. „Alice, wenn du nicht weißt, wo du hinwillst, ist es egal, welchen Weg du einschlägst. Entweder du machst so weiter und tust, was sie dir sagen und was sie von dir verlangen – das wäre vernünftig. Oder du machst etwas Unerwartetes. Tanz einmal aus der Reihe und such das Abenteuer, wenn auch nur für einen Tag. Der Moment wäre perfekt. Du hast das passende Auto, einen vollen Tank und einfach nur Abenteuerlust. Vielleicht sollten wir manchmal einfach das tun, was uns glücklich macht, und nicht das, was vielleicht am besten ist. Das sagt deine Kollegin Bunny doch auch ständig zu dir!“

Die Abfahrt kommt näher, 50 Meter, 20, 10 und vorbei. Wie in Trance fährt Alice weiter. Weiter in Richtung Abenteuer. Wo es hingehet, weiß sie nicht, sie fährt einfach. Sie fährt und entscheidet nach Gefühl, welche Abzweigung sie nimmt. Ein Ziel gibt es nicht. Ungefähr drei Stunden geht es so weiter. Irgendwann hört sie eine Stimme. Die Stimme ruft ihren Namen, ganz weit weg und doch ganz nah bei ihr. Sie hält an. Die Beifahrertür geht auf. Ihr bester Freund Ches steigt mit breitem Grinsen ins Auto ein. „Du wolltest doch nicht etwa ohne mich losfahren, Alice?“ Sie lächelt, macht den Motor an und fährt weiter. Dann hört sie wieder ihren Namen, immer und immer wieder: „Alice. Alice. Hallo? Jemand zu Hause? Alice, aufwachen, du Träumerin!“ Alice öffnet die Augen. Nichts. Sie steht alleine in einer Seitenstraße, kurz vor der Autobahnauffahrt. „Ach, verdammt, bin ich schon wieder eingeschlafen?! Dabei schien es so real!“ Noch etwas benommen startet Alice den Motor. Es klopft an der Scheibe. „Alice, du wolltest doch nicht etwa ohne mich losfahren? Wer könnte dich besser durch dein eigenes kleines Wunderland-Abenteuer führen als ich?“ Ches macht die Beifahrertür auf und steigt ein. Alice dreht sich zu ihm und fängt an zu lachen. „Das Ummögliche zu schaffen, gelingt einem nur, wenn man es für möglich befindet“, sagt sie laut, schaut in das grinsende Gesicht des Katers neben sich, fährt los und beginnt ihren Tagtraum zu leben. Auf dem Straßenschild vor ihr steht: „Willkommen im Wunderland, Alice!“

589 METER OBEN OHNE

Es war Nacht, als er das Tempo drosselte. Immer mehr drückte er das Bremspedal durch. Bis zum Stillstand des Wagens. Auf allen vieren. Die streng blickenden Scheinwerfer leuchteten die Landstraße weit aus. Die gesamte Umgebung war überzogen mit einem dünnen Wasserfilm. Der Tau der Dunkelheit. Er packte das Lenkrad mit beiden Händen. Seine Pupillen fokussierten die bevorstehenden Meter. Schotter. Das war es, was er und die Reifen seines Wagens spüren wollten.

Die Baustelle war menschenleer. Er würde keinen gefährden. Vor ihm keiner. Hinter ihm keiner. Nur er und sein Wagen. Hoch über der Straße und doch mit dem Untergrund eng verwoben. Morgen würden sie wiederkommen. Und mit ihnen eine neue glatte Oberfläche aus Asphalt. Er hatte nur diese eine Chance auf ein Techtelmechtl mit den wohlgeformten und abenteuerlich aneinander gereihten Schottersteinen. Seine Herzkammern waren überlastet. Sein Gasfuß zitterte wie verrückt. All seine Sinne in Alarmbereitschaft. Der Automatikwahlhebel auf Rrrr.

Und er wagte es. Das Fahrzeug nahm immer mehr Geschwindigkeit auf. Die Fahrbahn war nun unbefestigt. Kleinere Schottersteine in den Radläufen klangen wie Musik in seinen Ohren. Der Ritt war wild. So wie erwartet und gewünscht. 589 Meter lang. Den Federbeinen des NISSAN X-TRAIL gefiel es, mal richtig Kniebeugen zu machen. Der Streckenabschnitt führte beim Fahrer

zu einer übermäßigen Ausschüttung von Endorphinen, versetzt mit einem spürbaren Anteil Adrenalin. Deshalb zogen sich seine Mundwinkel zu einem Lächeln hoch. Und die angespannte Falten-situation auf seiner Stirn verschwand. Die Atmung eine Oktave unter einem Stöhnen. Alle Körperfunktionen normalisierten sich wieder, als die Gummimischung der Reifen wieder Teer befuhr.

DER ANHALTER

„Schönes Auto“, sagt das Mädchen.

„Danke.“

„Neu?“

„Ja.“

Ständig schleudern die Reifen Steine von unten gegen die Karosserie. Das Prasseln erinnert mich an Hagel daheim im Winter. Ich beschließe, dass Hagel schlimmer ist, weil der von oben kommt und Beulen macht.

„Mein Onkel hat einen Golf“, sagt sie nun.

„Aha?“

„Der ist älter als ich.“

„Und der fährt noch?“

„Ich bin doch erst vierzehn.“

Ich mustere sie. „Ist das nicht gefährlich? So ganz allein per Anhalter? Mitten in der Nacht?“

„Wieso? Willst du mir was tun?“

„Nein“, sage ich hastig. „Ich meine ja auch eher so ... Na ja, hier halt.“

„Ach, die Gegend ist nicht übel. Da, wo wir hinfahren, ist's gefährlicher.“

„Ach ja?“

Nach einer Weile fragt sie: „Warum hast du keinen Golf?“

„Ich, ähm, ich weiß nicht. Ich wollte was Größeres, denke ich.“

Warum hat dein Onkel denn einen?“

„Er kann ihn reparieren, wenn er mal liegenbleibt. Keine Elek-

tronik, sagt mein Onkel. Die verkompliziert alles nur.“

„Der Golf von deinem Onkel muss aber schon sehr viel älter sein als du“, sage ich schmunzelnd.

„Bestimmt. Vielleicht sogar älter als du?“

„Das glaube ich nicht.“

In weiter Ferne blinkt hinter uns ein Licht auf. Ich kann nicht sagen, wie weit. Die Straßen hier gehen oft kilometerweit geradeaus.

„Nun kommen wir langsam da hin, wo man ein bisschen vorsichtig sein muss“, sagt das Mädchen.

„Was meinst du? Warum muss man vorsichtig sein?“

„Ach, nichts Besonderes. Einfach aufpassen, dass nichts Dummes passiert.“

„Na, du machst mir Spaß.“

„Wieso? Hab ich was Komisches gesagt?“

Das Licht blinkt wieder auf. Ich antworte nicht.

Irgendwann bricht sie die Stille: „Was machst du eigentlich in dieser Gegend?“

Fast hätte ich gesagt, ich suche das Abenteuer. Stattdessen sage ich: „Ich wollte was Spannendes erleben.“

„Ist das spannend hier?“

Ich muss feststellen, dass ich im Moment jedenfalls sehr angespannt bin.

„Na ja, aus dem Grund hab ich mir jedenfalls dieses Auto gekauft.“ Sie blickt mich verwundert an.

„Mein Onkel würde das auch spannend finden, mit einem Auto zu fahren, das er nicht reparieren kann.“

Ein lauter Schlag unter uns. Wohl ein großer Stein. Ich denke, ich

könnte dieses Auto auch nicht reparieren, wenn wir liegenbleiben.
Da ist wieder das Licht.

„Aber wir werden es nicht reparieren müssen“, sagt sie.

„Woher willst du das wissen?“

„Das ist ein gutes Auto. Die Asiaten sind sehr zuverlässig.“

Ich verschlucke mich und kann nur mit Mühe den Wagen unter Kontrolle halten.

„Wenn was passiert, sitzt der Fehler meistens hinterm Steuer“, kichert sie.

Wieder bleibt mir die Spucke stecken, dass ich husten muss.

„War nur'n Spaß.“

Ich schnappe nach Luft.

„Siehst du, jetzt hab ich tatsächlich was Komisches gesagt“, meint sie lachend. „Ich würde mir jedenfalls einen Asiaten kaufen, wenn ich das Geld hätte.“

Langsam kriege ich mich wieder ein.

„Was steht da auf dem Schild?“, frage ich sie. Diese Schilder begegneten mir schon seit Tagen und waren mir völlig unverständlich.

„Keine Ahnung.“

„Kannst du nicht lesen?“

„Das ist nicht das Problem. Ich bin so gut wie blind.“

„Du bist was?“

„Hey, pass auf!“

Vor uns schnellt etwas über die Straße. Ich versuche auszuweichen.

„Verdammt. Bleib auf der Straße, Mann!“

Ich schlittere zehn, zwanzig Meter in einer Kurve an der Böschung vorbei. Die Äste kratzen am Lack, aber wir bleiben in der Spur.

„Sorry, ich wollte dich nicht so anfahren“, sagt sie. Und dann fügt sie zwinkernd hinzu: „Ich sag doch: Der Fehler sitzt meistens hinterm Steuer.“

„Was war das?“

Sie zuckt die Achseln. „Ein Tier, denke ich. Vielleicht eine Kuh.“

„Eine Kuh?!!“

„Ja, bestimmt. Ein Elefant war's bestimmt nicht.“

„Du machst mir Spaß.“

Sie lacht: „Du mir auch.“

„Wie meinst du das?“

„Na, du sagst, du willst was Spannendes erleben. Aber was du meinst, ist, dass du Abenteuer erleben willst.“

Die Kleine macht mich fertig.

„Du hast dir extra ein Auto dafür gekauft. Wenn ich ein Abenteuer gesucht hätte, hätte ich mich von meinem Onkel fahren lassen.“

„Du hättest auch mit deinem Onkel fahren können?“

„Ja, klar. Er fährt gerade die gleiche Strecke.“

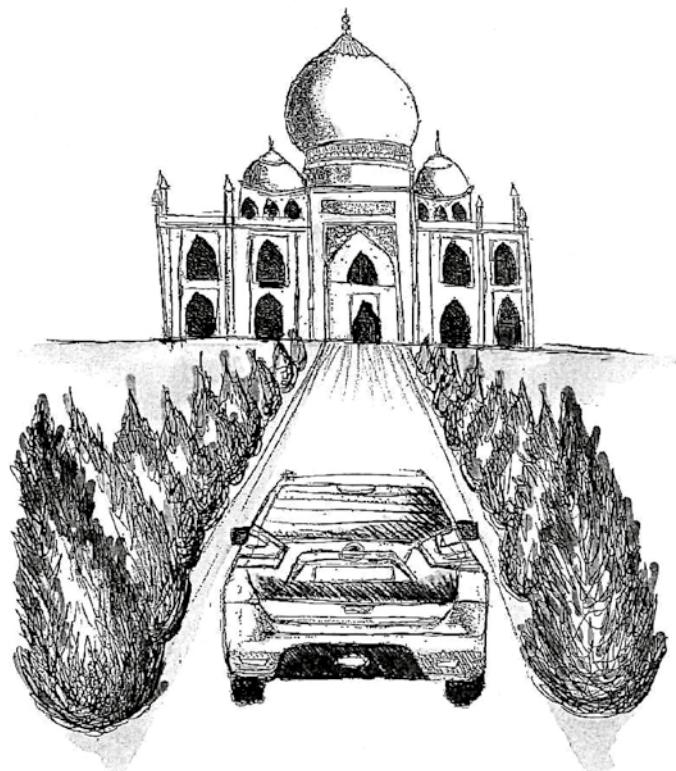
„Und warum sitzt du dann nicht bei ihm im Auto?“

„Wie lange hast du das Licht hinter uns schon nicht mehr gesehen?“
Das Licht? Woher wusste sie von dem Licht, wenn sie fast blind war?

„Schon eine Weile nicht mehr.“

„Siehste, deswegen.“

**SIE BRAUCHT DAS GANZE UNIVERSUM,
DOCH ICH BIN NUR EIN STERN**



Indien, Holi Festival – jetzt

Ein paar feiernde Menschen fuhren erschrocken zusammen, als plötzlich ein dunkler Wagen den dürftig geebneten Gehweg herauffuhr und kurz vor der bunt gekleideten Menge zum Stehen kam.

Der Mann, der den Wagen lenkte, trug traurige Augen mit dunklen Ringen, als wäre er nächtelang durchgefahren. Der Motor knurrte, ohne dass der Mann einen Finger rührte, um das Auto abzuschalten. Seine Gedanken waren hier und doch weit weg. So weit, dass er nur zur Hälfte da zu sein schien.

Es war schließlich eine ältere Frau in einem leuchtend bunten Sari, die vorsichtig auf das Auto zuschritt und gegen die Scheibe klopfte.

Der Mann sah zur Seite, direkt in das faltige Gesicht der Frau, das eine beruhigende und lebenserfahrene Weisheit ausstrahlte, fuhr sich einmal durchs Gesicht, atmete tief ein und aus und öffnete die Autotür, um zu den Menschen nach draußen zu steigen. In seiner Hand hielt er eine hohe Summe Rupien, die sofort ein Stimmengewirr unter den Leuten entfachte. An seinem schweißglänzenden Hals konnte man erkennen, dass sein Atem schlagartig schwerer ging. Er schluckte einmal, blickte sich in der Runde der ihm unbekannten Menschen um und hielt anschließend die Rupien vor sich in Richtung der Leute. Fing an, auf Englisch mit den Leuten zu reden, in der Hoffnung, dass ihn jemand verstehen würde. Erleichterung überkam ihn, als ein Mann nickend auf ihn zuging, das Geld entgegennahm und seinen Leuten erklärte, was der Fremdling von ihnen wollte. Ein paar fingen an zu schmunzeln, andere lachten herzlich und klatschten in die Hände. Aber eines waren alle: einverstanden.

Familienhaus – drei Monate zuvor

Der Mann schritt langsam die Treppe zum Kinderzimmer hinauf und betrat das Zimmer seines „kleinen Engels“, an dessen Bett schon die Mutter saß und wachte.

Er nahm die Hand seiner Tochter. Sie wirkte so klein und zerbrechlich, dass er fast Angst hatte, er würde sie zerdrücken. Wie sie so dalag, gerade mal acht Jahre alt, in ihrem kleinen Bett in den großen Kissen mit den Pferdebezügen, und ruhig atmete, während die Maschine mit einem regelmäßigen Ton ihren Herzschlag kontrollierte. Er legte nun auch die zweite Hand um die kleine Faust, und das Piepen der Maschinen schien ihm mit einem Mal qualvoll laut, dröhnte in seinen Ohren.

Als die Sonne untergegangen war, die Nacht sich über das stille Haus legte und die Frau am Bett, ihre Hand auf dem Rumpf der Kleinen ruhend, eingeschlafen war, war der Mann noch immer wach. Wenn seine Augen auch rot und geschwollen waren, schaffte er es einfach nicht, sich den bereits nach ihm greifenden Schlaf zu nehmen, denn das monotone Piepen der Geräte hallte durch den Raum wie ein schrilles Alarmsignal. Er strich sich durchs Haar und ließ einen schweren Seufzer von der Brust fallen, als er wieder zu seinem Kind blickte und nun bemerkte, dass es wach war. Sofort stand er auf, legte beide Hände an die Wangen der Kleinen und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Sie lächelte ihn an und bat ihn, ihr Lieblingskinderbuch zu holen, aus dem er ihr abends zum Schlafengehen immer vorgelesen hatte. Sofort schritt er zum Schrank, zog das Buch heraus, auf dem in großer Schrift „Kleine Helden“ stand,

und setzte sich zurück zu ihr ans Bett. Als er es aufschlug, um ihr daraus vorzulesen, legte sie ihre Hand auf seine und schüttelte den Kopf. Er sollte nur die letzte Seite aufschlagen. Als er ihrem Wunsch folgte und die Seite aufschlug, sah er, dass auf der letzten Seite des Buches eine kleine Aufgabe geschrieben stand, die die Geschichte über ein reisendes Mädchen, das mit ihrem Hund ans Ende des Regenbogens reist, spielerisch beendete. „Notiere deinen größten Wunsch“, stand dort. Ihre Antwort stand in kindlich geschriebenen Druckbuchstaben direkt darunter:

„Als ich gesund war, hat mein Papa mich immer zur Schule gefahren. Das war immer schön, denn Papa und ich hatten nie viel Zeit zusammen. Weil Papa viel arbeitet. Aber am schönsten war es, wenn Regen fiel. Dann konnte ich durch das Glas oben im Auto auch ganz oft einen riesigen Regenbogen sehen. Das fand ich immer toll. Jetzt bin ich aber krank. Da kann Papa mich nicht mehr zur Schule fahren. Aber jetzt ist er ganz oft da, das ist schön. „Ich wünschte, ich könnte mit Papa noch einmal Auto fahren. Bis zum Ende des Regenbogens.“

Indien, Holi Festival – jetzt

Der Mann öffnete alle Türen des NISSAN X-TRAIL, hob vorsichtig seine Tochter heraus und trug sie zur Motorhaube. Mit ihr auf dem Arm stieg er auf diese und setzte sie auf seinen Schoß. Das kleine Mädchen hob seinen Kopf zu ihrem Vater und lächelte ihn breit an. Dieser pflanzte einen liebevollen Kuss auf ihre Stirn und hielt sie fest im Arm, als die Menschen um sie herum begannen,

das bunte Farbpulver, das für das Holi Festival vorgesehen war, um das Kind, den Mann und das Auto in die Luft zu werfen, sodass es wie ein bunter Regen auf sie niederfiel.

Das Ende des Regenbogens.

Das Mädchen lachte laut, der Vater weinte. Küsste seine Tochter immer wieder auf die Stirn.
Und betete still.

„Wir besiegen die Vernunft und wagen unkonventionelle Wege. Denn wir wissen aus Erfahrung, dass dich Neues aufblühen lässt. Und vielleicht passiert es auf einem neuen Weg, dass sogar Wunder geschehen. Amen.“

NINA BIRTEL

DAS HERDENTIER



Ich mag Tiere. Ziemlich gerne sogar. Am liebsten mag ich Lamas. Da ich aber eigentlich nicht viel weiß über diese Tierchen, habe ich beschlossen, meinen Horizont ein wenig zu erweitern. Während meiner Recherche bin ich auf den Begriff des Herdentieres gestoßen. Schnell bin ich zu der ernüchternden Erkenntnis gekommen, dass so ein Herdentierleben ziemlich langweilig zu sein scheint. Warum? Na ja, hauptsächlich steht das Tier den ganzen Tag bei seinen Artgenossen herum. Bestenfalls zieht es von einem Ort zum anderen.

Zwischendurch geht es auf die Jagd, natürlich im Rudel, oder kaut auf Gras rum. Und da das gemeine Herdentier im Normalfall nicht alleine funktioniert bzw. denkt, gibt es einen Hirten oder ein Leittier, der bzw. das diese Aufgabe übernimmt. Kurz gesagt, das Herdentier fristet ein Leben voller eminenter Treue und blindem Vertrauen.

Natürlich bin ich bei meiner Recherche auch nicht vor den deutschen Klassikern des Wissens zurückgeschreckt. Laut Duden gehören wir Menschen selbstverständlich auch zu den Herdentieren. Die Definition an zweiter Stelle lautet, dass ein Herdentier ein „unselbstständiger, willenloser Mensch ist, der sich stets einer Gruppe anschließt und sich deren Wünschen und Zielen unterordnet“. Daraus habe ich geschlussfolgert, dass der Großteil unserer intelligenten Spezies blind den Obrigkeitkeiten folgt, ohne den tieferen Sinn zu hinterfragen.

Zusammengefasst ist also fast alles und jeder ein Herdentier. Denn dem Menschen gibt es ein gutes Gefühl, wenn alles an seinem Platz bleibt und schön in Portionen geordnet ist. Das gibt Sicherheit und Geborgenheit. Individualität und Außenseiter schrecken ab. Kurz gesagt, wir lieben homogene Gruppen. Sei es die Banane, die am schönsten in der Staude aussieht, das Papier, das am sinnvollsten im Block daherkommt (egal ob liniert, kariert oder ohne alles) oder die WhatsApp-Gruppe, die für digitale Zugehörigkeit sorgt. Sogar beim Autofahren kommen wir nicht ohneeinander aus. Autos bewegen sich fast ausschließlich in Herden. Egal ob auf der Autobahn, in den Schluchten der Großstadt oder im allseits beliebten Stau. Blecherne Herden, wohin das Auge schaut. Aber Ausnahmen bestätigen bekanntlich ja die Regel. Da gibt es zum

Beispiel die Rappenantilope in Südafrika. Sie ist ein Herdentier nach meinem Geschmack. Denn die Männchen lösen sich von der Herde, sobald sie ausgewachsen sind. Sie beziehen ihr eigenes Territorium, verteidigen es gegen Fremde und zelebrieren ihr Leben als Einzelgänger. Sobald ein Weibchen mit der dazugehörigen Herde dieses Gebiet betritt, beansprucht das Männchen es für sich. Danach kann die Herde wieder weiterziehen.

Um beim Thema Wüste, Antilopen und Ausnahmen zu bleiben: Der wohl bekannteste Beweis dafür, dass ein Leben abseits der Masse großen Spaß macht und außerdem horionterweiternd sein kann, ist der kleine Disney-Löwe Simba. Der macht es richtig und bricht – wenn auch nicht ganz freiwillig – aus dem ganzen Trott aus, nachdem sein Vater getötet worden ist. Weit entfernt von seiner Heimat, dem geweihten Land, erlebt Simba das Abenteuer seines Lebens mit einem stinkenden Warzenschwein und einem großenwahnsinnigen Erdmännchen. Nachdem er den Geist seines Vaters im Himmel sieht, kommt er zurück und rettet seine kleine Welt. Und das alles, weil er einfach mal nicht der Herde gefolgt ist, sondern Mut und mentale Stärke bewiesen hat und seinen eigenen Weg gegangen ist.

An diesem Punkt habe ich meine Recherche beendet. Und habe mir wagemutig vorgenommen, mehr wie Simba und die männliche Rappenantilope zu sein. Und weniger ein willenloses Herdentier, das schön brav vor sich hin lebt. Weniger Dschungelcamp und mehr Abenteuer. Also, schnell in meinen X-TRAIL und ab zum Indischen Ozean. Oder vielleicht doch lieber nur nach Sylt.

WER BREMST, VERLIERT

Smog und die Dämmerung machten es auch mit LED-Scheinwerfern fast unmöglich, mehr als 10 Meter weit zu sehen. Der Aschereggen hatte sich wie Schnee auf Häuser, Straßen und Pflanzen gelegt und wirbelte in kunstvollen Spiralen auf, als wir dran vorbeifuhren.

Das Thermometer zeigte 5° Celsius an, die Tanknadel näherte sich immer mehr dem roten Bereich.

„Sind wir bald da?“

Ich hielt den Blick nach vorne gerichtet. „Ich hoffe. Wenn nicht, haben wir ein Problem.“ Erneut warf ich einen Blick auf die Tankanzeige und tätschelte das Lenkrad. „Halte durch, Liebes.“

Wir waren zu fünf und hatten eher durch Zufall zueinander gefunden.

Als die Menschen plötzlich durchzudrehen schienen und tote Körper auferstanden, hatte ich gerade eingekauft. Die Lebensmittel waren im Kofferraum verstaut, als das Chaos ausbrach. Der Himmel hatte sich verdunkelt, die Menschen flohen.

Zusammen mit einigen anderen hatte ich mich im Einkaufszentrum verschanzt. Dort warteten wir. Und warteten. Keiner wusste, was los war. Jeder hatte Angst. Die einen zeigten sie mehr, andere weniger.

Ich hatte mich mit vier anderen Menschen angefreundet und zusammen waren wir schließlich losgefahren, anstatt auf das Militär zu warten. Ursula hatte gelacht, als der Vorschlag kam, und gesagt, da würde sogar die Bahn schneller kommen und die wäre

genauso hilfreich. Es wäre vielleicht sicherer gewesen zu warten. Dennoch waren wir gegangen. Wir haben meinen NISSAN genommen und waren aus der Stadt geflohen.

Ein Jahr war seitdem vergangen. Wir hatten einige Tragödien miterlebt. Uns fehlte das Sonnenlicht. Es wirkte sich auf alle aus: gedrückte Stimmung, Aggressionen, Depressionen, Mutlosigkeit und Antriebslosigkeit. Das Vitamin D fehlte.

Zuerst war es uns relativ gut gegangen, abgesehen von den apokalyptischen Umständen. Wir hatten Essen, Wasser, Benzin gehabt. Und einander. Ließ man die Zombies außer Acht, hätten wir auch einen Camping-Urlaub machen können.

Fred, der Jüngste von uns, hatte am meisten Zombiefilme gesehen. „Natürlich müssen sie laufen. Nicht die Langsamen, nein, es müssen die Schnellen sein“, beschwerte er sich immer wieder, wenn wir vor einem der Körper davonfahren mussten.

Plötzlich tauchten vor mir die ersehnten Tanksäulen auf.

„Wir sind da, Leute! Also, wir machen es wie abgesprochen: Ich tanke, Fred hält Ausschau und der Rest guckt, was es drinnen noch zu holen gibt. Los.“

Doch meine Hoffnung wurde gleich darauf wieder zerstört. Es gab kein Benzin. Die verdammte Tankstelle war leer bis auf den letzten Tropfen.

„Verdamm!“ Wütend trat ich gegen den Hinterreifen und merkte, wie sich verräterische Flüssigkeit in meinen Augenwinkeln sammelte.

„Was ist los?“ Fred tauchte hinter mir auf. Schnell wischte ich die Tränen weg.

„Gibt kein Benzin mehr. Alles weg.“ Ich versuchte zu lachen, doch es klang erbärmlich. Fred fluchte und hielt nach den anderen Ausschau.

„Und jetzt?“

Ich zuckte mit den Schultern.

Plötzlich hörten wir einen gutturalen Schrei und zuckten zusammen. Ich hechtete zur Fahrerseite und startete den Motor, während Fred nach den anderen rief und ihnen half, die wenigen Vorräte, die sie hatten ergattern können, im Auto zu verstauen.

Kaum saßen alle drin, fuhr ich mit quietschenden Reifen los. Im Rückspiegel konnte ich den bleichen, dünnen Körper des Toten erkennen.

„Leg einen Zahn zu!“, rief Fred von hinten.

Für einen Moment sah es so aus, als ob wir eingeholt werden würden, doch dann gab es einen kleinen Ruck und wir vergrößerten den Abstand zwischen uns und dem Verfolger.

Erleichtert und mit Adrenalin voll gepumpt jubelten wir auf und ließen die Tankstelle hinter uns.

Trotz der schlechten Sichtverhältnisse wurde ich nicht langsamer. Wir fuhren durch die Nacht. Zur gleichen Zeit wurde auf der Rückbank die Beute unter die Lupe genommen. Viel war es jedoch nicht: ein paar Wasserflaschen, Cracker und zerdrückte Schokoriegel.

Dann begann der Wagen zu husten und langsamer zu werden.

„Nicht aufgeben, Liebling. Los, noch ein bisschen.“ Ich streichelte das Lenkrad und küsste es, doch es half nichts. Das Auto rollte noch ein paar Meter, dann blieb es stehen. Die Fahrt war vorbei.

„Tja, das war's dann wohl.“

Doch wir blieben sitzen. Niemand sagte etwas. Schließlich brach Fred die Starre und stieg aus. Wir folgten nacheinander seinem Beispiel, betäubt und ohne nachzudenken. Keiner wollte daran denken, wie es nun weitergehen würde.

Schweigend aßen wir zusammen und quetschten uns dann hinten ins Auto rein um zu schlafen. Wir hatten keine Ahnung, was wir tun sollten.

„Ein Stern …“, murmelte Fred. Dann hob er die Hand und zeigte aufgeregt zum Panoramadach. „Ich sehe einen Stern!“

Wir starnten zum Himmel hinauf. Tatsächlich. Inmitten der grauen, dunklen Masse hatte sich ein Riss gebildet und ein kleiner Stern funkelte verhalten auf die Erde herab.

Ich fing an zu weinen.

SIGNALWIRKUNG

Mein Herz schlug pochend bis zum Hals – und gefühlt sogar noch weit darüber hinaus. Weit und breit war niemand zu sehen. Die Gelegenheit war günstig. Vielleicht sogar so günstig wie noch nie. Heute würde ich es tun. Ausbrechen, revoltieren, mich auflehnen – gegen all das, was mir meine Eltern, Großeltern und Lehrer von klein auf auferlegt hatten. Wieder und wieder eingehämmert in mein damals noch viel zu kleines Hirn, das fortan kaum noch Kapazitäten für etwas anderes bot.

Ich schaute mich sicherheitshalber noch einmal um. Im dritten Stock des Bürogebäudes gegenüber brannte noch Licht. Wie jeden Abend. Irgendeine arme Seele hatte da offenbar kein Zuhause. Oder schlimmer: hatte eines, aber mochte dort aus welchen Gründen auch immer einfach nicht hin, noch nicht zumindest. Schlich sich erst zu Hause rein, wenn alles schlief. Keine Gefahr mehr bestand, mit Fragen oder Vorwürfen konfrontiert zu werden. Ich überlegte kurz, ob ich nicht einfach mal unten klingeln sollte, um der Geschichte auf den Grund zu gehen. Immerhin hatte ich mal zwei Semester Psychologie studiert. Und in Sachen Arbeitsrecht machte mir so leicht auch keiner was vor. Ich entschied mich dann aber doch dagegen. Schließlich war ich mit meinem Problem selbst schon fast ein Fall für die Couch. Zudem machte mir der Pförtner, der in seinem Zwei-mal-zwei-Meter-Kabuff über alles und jeden zu wachen schien, der einen Fuß ins Foyer des Gebäudes setzte, nicht den Eindruck, als könnte ich ihm mein Anliegen auch

nur ansatzweise plausibel darlegen. Bestenfalls würde er mich hinauskomplimentieren, schlimmstenfalls würde die Sache – wie so oft – in einem Handgemenge enden. Offenkundiger Starrsinn erforderte ein Höchstmaß an Diplomatie – eine Gabe, die mir weder in die Wiege gelegt noch von meinen Eltern als weiser Ratschlag zum Auszug mit auf den Weg gegeben worden war.

Aber sehen wir es mal positiv: Der kleine Gedankenexkurs hatte zumindest meinen Puls ein wenig beruhigt. Durchatmen, konzentrieren, fokussieren – auf die Abfolge und den Rhythmus. Grün, gelb, rot, grün, gelb, rot – die Ampel tat das, was man von ihr erwartete. 24 Stunden am Tag, 363 Tage im Jahr. Zwei freie Tage hatte man ihr gewährt – am ersten und zweiten Neujahrstag. Da fragte ich mich: Hatte der zuständige Entscheider, der diesen Urlaubsantrag genehmigt hatte, eigentlich schon mal an Neujahr die Zeitung aufgeschlagen oder mit einem Rettungssanitäter gesprochen, der an diesen Tagen Dienst schieben musste? Die Leute fuhren doch noch bis Mitte Januar so, als hätten sie mindestens 2 Promille Restalkohol im Blut.

Aber heute war ein guter Tag für mich – und für die Ampel. Sie ackerte zwar wie eh und je, aber sie musste, anders als sonst, nicht ständig mit der automatischen Blitzanlage kommunizieren, die jeden ins Visier nahm, der sich erdreistete, ihre deutlich sichtbaren Warnsignale zu ignorieren. An einem schwülwarmen Tag im Juli, der sich zudem auch noch dem Ende entgegen neigte, fuhr niemand über Rot. Die, die es sonst eilig hatten, waren längst in den Urlaub entschwunden, und die, die die Fahrer sonst üblicherweise

ablenkten, saßen just in diesem Moment bei ihnen auf der Rückbank. Irgendwo in Italien stand jetzt vermutlich grad ein Mann an einer Ampel und sehnte den Herbst herbei, damit er endlich wieder gedankenlos die Ampel überqueren konnte. Willkommen in meiner Welt, mein alter Freund.

Grün, gelb, rot, grün, gelb, rot – ich betete den Wechsel der Farben mantraartig vor mich hin. Heute würde ich es tun, kein Blick nach rechts, keiner nach links – und schon gar keiner zurück. Jetzt! Die Ampel wechselte auf Grün und ich ging entschlossen los. Beobachtete meinen Fuß, der sich scheinbar in Zeitlupe vom Bordstein erhob und sich aufmachte gen Asphalt. Der erste Schritt war getan, jetzt nur nicht nachgeben, weitergehen, standhaft bleiben, an „Braveheart“ denken. Nicht schauen, nicht umdrehen, den Blick immer auf dem Boden behalten. DU hast grün und SIE müssen gefälligst warten. Noch zwei Schritte und es wäre vollbracht.

Und dann drang da plötzlich wie aus weiter Ferne ein Geräusch an mein Ohr, holte mich zurück ins Hier und Jetzt. Ein brachiales Donnern von Gummi auf Asphalt. Wer bremste denn da? Ich wandte meinen Kopf mit gleichermaßen ängstlicher wie zornerfüllter Grimasse in Richtung der vermeintlichen Geräuschquelle – und sah ein Fahrzeug, das augenscheinlich genau auf mich zurutschte. „So endet sie also, meine kleine Revolte“, dachte ich mir und lachte im Geiste all jene aus, die im Angesicht des sicheren Todes angeblich noch einmal ihr ganzes Leben an sich vorüberziehen sahen. Lasst es euch gesagt sein: Nichts sieht man außer – wie in meinem Fall – einen gigantischen, verchromten Kühlergrill

eines NISSAN X-TRAIL. Doch just in dem Moment, als ich mit meinem Leben abschloss, kam der Wagen direkt vor meiner Kneescheibe zum Stehen. Ich schaute zitternd auf und ließ meinen Blick über die beeindruckende Haube des Wagens bis hinter die Windschutzscheibe gleiten. Hinter dem Lenkrad saß eine Frau, die mindestens genauso paralysiert dreinschaute wie ich. Ihr komplettes Gesicht zeugte von dem Versuch, sich während der Fahrt mit Lippenstift aufzuhübschen. „Notbremsassistent“, murmelte ich lächelnd in mich hinein. Davon dürften meine Kinder nie erfahren. Warum sollten sie sonst noch jemals nach rechts und links schauen, bevor sie eine Straße überquerten?

JENSEITS VON EDEN



„Kundschaft für dich, Tom.“ Mein Chef betrat die Kaffeeküche.
„Genau dein Beuteschema.“

Ich ging in den Schauraum und sah ein Paar vor dem X-TRAIL stehen. Ein ungleiches Paar. Ich lächelte. Seiner Begleitung nach zu urteilen, kaufte sich dieser Mann Trophäen. So etwas konnte er von mir bekommen.

„Wenn du diesen Fisch angelst, ist die nächste Rate für deine Doppelhaushälfte sicher“, flötete mir mein Kollege hinterher. Ich warf ihm einen zornigen Blick zu. Aber zum Glück schien die Kundschaft nichts gehört zu haben. Die Ohren von dem Knilch waren eben nicht mehr die jüngsten.

Ich streckte ihm meine Hand hin und sagte: „Ich sehe, Sie suchen das Abenteuer.“ Seine Hand war weich – vielleicht sogar manikürt und ich lockerte meinen Griff, weil ich fürchtete, ihm wehzutun. Und Kunden mit Schmerzen kaufen nichts. Schon gar nicht Männer, die angeblich keine Schmerzen kennen. Seine Hand glitt aus meiner. „Wie bitte?“, antwortete er zittrig. „Der Wagen“, sagte ich und wies lächelnd auf das Fahrzeug, vor dem wir standen. „Der X-TRAIL. Dieser Wagen zieht das Abenteuer magisch an.“ Ich war mir nicht sicher, ob der Typ reagierte. Also entschied ich mich, das Zucken auf seinen Lippen als Lächeln zu werten und nach Plan fortzufahren. „Dieser Wagen bringt Sie durch die russische Taiga und auf die Gipfel der Rockies. Aber auch zum Golfclub nach Warnemünde“, fügte ich zwinkernd hinzu und dachte: Das dürfte bei dir auch wichtiger sein, alter Sack. Ich überlegte kurz, ob ich ihn kumpelhaft an die Schulter boxen sollte, um meinen Scherz zu unterstreichen. Aber ich ließ es, denn nun antwortete er.

„Warnemünde? Sie scherzen wohl, junger Mann. Ich spiele ausschließlich in St. Leon-Rot. Und dorthin fahre ich mit dem Porsche.“ Porsche? Halt. Stopp. Das war nicht die Richtung, in die dieses Gespräch führen sollte. Konzentrier dich, Thomas.

„Ich verstehe. Für jeden Anlass das richtige Fahrzeug. Nun ... dieser Wagen fühlt sich in den Alpen wohl. St. Moritz! Lugano! Und dann über den Apennin! Die Toskana, die Emilia-Romagna, die Amalfiküste! Nea ...“

„Sehen und sterben, ich weiß.“ Ein harter Brocken. Ich warf noch einen Köder aus: „Wann waren Sie das letzte Mal in Afrika, mein Herr?“ Afrika. Der und Afrika. Never. Jetzt hieß es nur noch, ihm Träume in den Kopf zu setz...

„1987 muss das gewesen sein. Schrecklich.“

„Du warst schon mal in Afrika, Jan-Peter?“, fragte seine Freundin und blickte ihn aus großen Augen an.

„Das war vor deiner Zeit, mein Schatz. Gaddafi wollte uns sein Grünes Buch andrehen. Ich denke, damals warst du noch nicht geboren.“

Ich war wie ausgeknockt. Schrecklich? Nein, nein, nein. Traumhaft. Traumhaft, musst du sagen.

„Traumhaft“, sagte die Blondine. „Afrika! Dorthin wollte ich schon immer.“

Wunderbar. Sie war mein Licht am Horizont. Ich kriege dich, alter Knacker, ich kriege dich.

„Vielleicht gibt Ihnen dieser Wagen die Möglichkeit, der Dame diesen Traum zu erfüllen? Schließlich haben wir nicht mehr 1987. Stellen Sie sich nur vor: von Kairo bis zum Kap! Das letzte Abenteuer der Menschheit: das fruchtbare Tal des Nils. Theben, Giseh, Luxor!“

War Theben nicht in Griechenland? Egal, Gott sei Dank war mir Luxor eingefallen. Das allein klang schon geil.

„Luxor“, schwärmte die Blondine.

„Und dann ...“, hauchte ich, „Sansibar! Die Gewürzinsel mit ihren sagenhaften Schätzen.“

Sie wollte seine Hand nehmen, aber er knibbelte an seinen Manschettenknöpfen. Sie stellten Hufeisen dar. Bevor die Stimmung sinken konnte, fuhr ich fort:

„Der Kilimandscharo! Sie werden zusammen im X-TRAIL über die Savanne fliegen wie einst Robert Redford mit Meryl Streep!“

„Jenseits von Eden!“, jauchzte die Blondine.

„Jenseits von Afrika!“, nörgelte der Mann.

„Jenseits aller Vorstellungskraft!“, rief ich in die Weite der Verkaufshalle. Ich, der König der Sales Assistants. Ich, Tomba, der Löwe, war im Begriff, den Elefanten zu erlegen. Ich hatte mich gegen den Wind angeschlichen und ihn umzingelt. Die Geier hockten schon erwartungsfroh in der Kaffeeküche. Meine Sehnen waren bis zum Zerreißen gespannt, meine Klauen geschärft, die Zähne gebleckt. Nun setzte ich zum tödlichen Schlag an.

„Dieser Wagen fährt Sie durch die Serengeti! Zu den Victoriafällen, zum Okawango und zum Sambesi!“

„Gekauft!“, sagte die Blondine.

Gekauft! Die nächste Rate war gesich... Was?

„Hier ist meine Kreditkarte!“ Ihre Augen funkelten.

„Sie können auch leasen“, hörte ich mich sagen.

„Ich nehme ihn gleich mit. Auf der Stelle. Und Sie auch!“

Ich glotzte sie an.

„Oder ziehen Sie es vor, weiter für Ihre Doppelhaushälfte zu sparen?“

Hier bin ich also. Ganz schön groß bin ich geworden. Und edel irgendwie. Wenn man das mal so sagen darf. Da haben sich die alten Herrschaften ordentlich ins Zeug gelegt.

Der MICRA meinte neulich zu mir, da hätte die NASA ihre Finger mit im Spiel gehabt. Die NA-SA! Unglaublich, oder? Raketenstart in 3 – 2 – 1, unendliche Weiten, bis zum Mond und zurück und so. Davon wollen meine Eltern aber irgendwie nichts wissen. „Vernunft“ lautet das Motto der Stunde. Immer schön entspannt bleiben, immer sauber und vor allem eins: immer gleich. Dabei fehlt mir irgendwie das gewisse Etwas. Die Spannung, das Abenteuer! Mal rauskommen, die Welt sehen. Gipfel erklimmen, Schluchten durchstreifen, Neuland entdecken! Sich auch mal dreckig machen dürfen, sich treiben lassen. Einfach mal etwas anderes erleben. Na ja. Jetzt heißt es erst einmal abwarten. Meine Eltern haben mir da einen ganz feinen neuen Spielkameraden ausgesucht. Sagen sie. Ich bin gespannt. Hier bin ich also. Ganz schön groß bin ich geworden. Und edel irgendwie. Wenn man das mal so sagen darf. Da haben sich die alten Herrschaften ordentlich ins Zeug gelegt.

Von Geburt an ein Gewinner, haben sie gesagt. Richtig austoben soll ich mich. Auch mal dreckig werden. Stets neugierig bleiben und Herausforderungen suchen. Antiautoritäre Erziehung, könnte man jetzt denken. Bin ich aber eigentlich gar nicht so der Typ für. Eher pro Auto, würde ich meinen. Der William, ein Freund meiner

Eltern, faselt immer irgendetwas von Abenteuer. Dabei spricht doch nichts gegen ein wenig Ruhe. Auch mal verschaffen dürfen, sich zurücklehnen und entspannen. Klingt doch ganz vernünftig, oder? Wird aber wohl erst einmal nichts. Meine Eltern wollen mir einen neuen Spielkameraden vorstellen. Irgendwas mit NASA, haben sie, glaube ich, gesagt. Hoffentlich nicht noch so ein nach aufregenden Unternehmungen lechzender Springinsfeld.

Langsam und bedächtig näherte sich das Außendesign seinem neuen Spielkameraden. „Gemütlich“, war der erste Gedanke, der ihm beim Anblick der Innenausstattung in die Karosserie schoss. „Der könnte mir gefallen.“ Die Innenausstattung für ihren Teil war hellauf begeistert. „Was für ein Anblick!“, sagte sie sich und konnte sich kaum zurückhalten, den neuen Gefährten von allen Seiten zu betasten. Schnell war das Eis gebrochen und die erste Verunsicherung wich einer tiefen Zufriedenheit und Verbundenheit. „Gemeinsam werden wir sicher viel Spaß haben“, sagte die Innenausstattung und das Exterieur ließ zum Zeichen der Freude die Vorderräder durchdrehen: „Auf zu neuen Abenteuern! Aber gaaaaanz gemächlich.“

DER BODEN UNTER MEINEN FÜSSEN

Niemals hätte ich auch nur vermutet, dass du mir einmal so viel bedeuten würdest.

Wenn man einmal ehrlich ist, so steht am Anfang doch immer die Optik. Sie entscheidet, ob wir jemanden näher kennenlernen wollen. Mir gefiel deine Silhouette mit deinen Kurven. Deine Größe und dein imposantes Aussehen. Aber es war vor allem dein Stil, der mich überzeugte. Als meine Hände dich das erste Mal berührten, spürte ich, wie sich etwas in mir regte.

Ich weiß jetzt: Das mit dir ist einfach anders. Anders als mit all den anderen, die ich berührt habe, denen ich mich aber nie so verbunden gefühlt habe. Ich habe den Tag, an dem ich mich für dich entschied, bis heute nicht eine einzige Sekunde bereut. Denn seit ich dich kenne, hat sich alles verändert.

Du schenkst mir Sicherheit, wenn ich mich nach ihr sehne, und verlierst mit mir alle Hemmungen, wenn ich gierig nach immer neuen Abenteuern suche. Du scheust kein Hindernis. Wo es uns auch hinfiebert, beweist du Wandlungsfähigkeit und lässt mich ständig neue Seiten an dir entdecken.

Wenn ich gehe, wartest du stets treu auf meine Rückkehr, und als ich dich einmal unwillentlich verletzte, nahmst du meinen Fehlritt verständnisvoll hin, ohne dir anmerken zu lassen, dass er Kratzer hinterließ.

Immer bemüht, meine Erwartungen zu erfüllen, bist du stets vorbereitet auf höchste Leistung und stillst mein Bedürfnis nach neuen Erlebnissen.

Wenn wir so richtig in Fahrt sind, kommt es oft vor, dass ich mich in dir verliere. Dann merke ich, wie du richtig heiß läufst, getrieben von deinem Motor, während deine Reifen mit energischer Kontrolle über den Asphalt gleiten.

AUF ZU NEUEN UFERN

Stefan Baader fuhr mit seinen Händen die Brückenkonstruktion nach, die sich über ein imaginäres Tal auf seinem Rechner spannte. Er war zufrieden. Das Programm hatte seinen Berechnungen von Statik, Materialbeschaffenheit und Sicherheit grünes Licht gegeben. Es würde die bisher größte Brücke werden, die der Bauingenieur in seiner nunmehr über 35-jährigen Laufzeit konstruiert hatte. Es gefiel ihm, mit klugem Sachverstand, mathematischer Präzision und der Leidenschaft eines Künstlers Brücken zu entwerfen. Für ihn waren das Konstruktionen, die nicht nur den Nutzen einer zeitsparenden oder verkehrsfördernden Baumaßnahme hatten, sondern architektonische Meisterwerke, mechanisch-ästhetisch und auf irgendeine Weise auch magisch. Für ihn waren seine Brücken nicht nur Pfade zu gegenüberliegenden Ufern oder Talseiten – sie waren der Weg in ein neues Abenteuer. Abenteuer. Bei diesem Gedanken blieb seine Hand stehen. Wann hatte er überhaupt sein letztes Abenteuer erlebt? Wann hatte er selbst eine Brücke in unbekanntes Terrain überquert? Im Urlaub? Da entspannte er. Italien, Ägypten, Schweden. „Verdammt!“, entwich es ihm leise aus seinem von silbergrauem Bart umrandeten Mund.

Kaum einen Monat später. Diesmal streicht Stefan Baader über keine animierte Pixelbrücke, sondern brettert mit einem NISSAN X-TRAIL durch die schneeverwehte Einöde Vordersibiriens: durch scheinbar menschenleere Landschaften, über schwer passierbare Schlammstraßen und durch abenteuerliche Kurven. Bis seine

Abenteuerfahrt ein jähes Ende zu nehmen scheint: Ausgerechnet die einzige Brücke weit und breit ... ist zerstört.

Zu beiden Seiten des Flusses staut es sich bereits, und die russischen LKW-Fahrer diskutieren heftig darüber, wie sie die Brücke notdürftig reparieren können. Mit ihren Trucks versuchen sie, den eingestürzten Teil der Brücke wieder zu errichten, doch immer wieder fällt sie in sich zusammen. Bis Stefan zu ihnen kommt. Argwöhnisch betrachten ihn die Truckfahrer, der sich ihnen in gebrochenem Russisch als „Ingenieurski“ vorstellt.

„Wir brauchen einen Stützpfeiler!“, versucht er ihnen zu erklären. Doch die Trucker schauen ihn nur verwundert an. Dann hat er die zündende Idee: Er greift sich einen Stock und zieht seine Konstruktionsanleitung in den Schnee. Endlich begreifen die Trucker. Emsig machen sie sich mit Stefan daran, den von ihm entworfenen Plan auszuführen. Es gelingt tatsächlich, und einer der Trucker will die erste Überfahrt wagen. Doch da sieht Stefan sein wahres Abenteuer gekommen. „Njet, njet“, ruft er und tippt auf seine Brust, um zu signalisieren: Ich mache den ersten Schritt. Der Trucker nickt und so setzt sich Stefan ans Steuer. Der Motor brummt, und langsam setzt sich sein SUV in Bewegung. Die Brücke kommt näher. Sein Puls steigt. Langsam tasten sich die Vorderräder auf die Brücke vor. Es knarzt. Die Hinterräder folgen. Die Trucker halten den Atem an. Dann ist es geschafft: Der NISSAN ist auf der anderen Seite angekommen. Stefan springt aus dem Wagen, die Trucker jubeln ihm zu. Er hat nicht nur konstruiert. Sondern auch erprobt. Und sein Abenteuer gefunden.

„Ich bin doch bloß falsch abgebogen!“, sagte Giesbert mit Bestimmtheit und hoffte, dass sich sein rasender Puls nicht in seiner Stimme widerspiegelte.

„Natürlich sind Sie das“, sagte der Mann, der ihm breitbeinig gegenüber saß und ihn belustigt beobachtete.

Giesbert schluckte, atmete tief ein und versuchte es erneut.

„Bitte. Lassen Sie mich einfach gehen. Ich fahre heim, leg mich hin und morgen habe ich das hier vergessen oder denke, es sei bloß ein schlechter Traum gewesen. Hm?“

Sein Gegenüber grinste und entblößte dabei lange und schiefe gelbe Zähne, die auch einem hungrigen Wolf gut gestanden hätten.

„Nein.“

„Aber ...“

„Nein.“

Es war aussichtslos. Giesbert seufzte und blinzelte aufsteigende Tränen der Verzweiflung weg. Wie oft er bereits seine Unschuld beteuert hatte, wusste er nicht mehr. Fünfmal, zehnmal, hundertmal? Es schien den Wolfszahnmann nicht zu interessieren. Dieser Idiot! Kapierte der denn nicht, dass Giesbert wirklich einfach nur, weil er neugierig war, in die neue Siedlung gefahren und dann durch Zufall in diese Einfahrt gelangt war? Und er hatte doch gar nichts gesehen! Nur Wolfszahnmann und seine beiden Kollegen sowie den vierten Mann, der so ausgesehen hatte, als würde er gleich vor lauter Angst zerspringen. Wütend biss sich Giesbert auf die Zunge und keuchte ein wenig, als er merkte, dass es zu fest gewesen war.

Wolfszahnmann musterte ihn interessiert und steckte sich die nächste Zigarette an. Giesbert hustete. Mindestens dreißig Zigaretten hatte der andere schon geraucht. Eine nach der anderen. Giesberts Lunge hatte bereits Sauerstoff ganz oben auf den Wunschzettel für nächstes Weihnachten geschrieben.

Wolfszahnmann merkte, dass Giesbert für den Moment alles gesagt hatte, und lehnte sich langsam im Stuhl zurück. Seine etwas zu enge Lederjacke gab dabei knarzende Furzgeräusche von sich. Giesbert musste sich zusammenreißen, um nicht laut zu lachen. Flatulenzen hatte er schon immer als äußerst amüsant empfunden. Sie nahmen fast jeder Situation die Ernsthaftigkeit. Giesbert war sich sicher, dass in der Vergangenheit eine gut platzierte Blähung sicher den einen oder anderen internationalen Konflikt frühzeitig hätte beenden können.

„Ich hab Atomwaffen.“

„Ich hab auch Atomwaffen!“

„Grrrr.“

„Arrrr.“

„Pffrrrrt.“

„Hahahaha.“

„Hehehe.“

„Der war gut.“

„Danke.“

„Gehen wir einen trinken?“

„Klar. Aber ich zahle.“

„Okay.“

Doch Politiker furzten sich lieber gegenseitig ihre verbalen Abgase ins Gesicht, statt es der Natur zu überlassen und mit netten Trompetentönen in der Konferenz klarzumachen, worum es im Leben eigentlich ging: Leben.

Wolfszahnmanns rasselnde Stimme holte Giesbert in die Realität zurück: „Sagen Sie uns einfach, warum Sie wirklich hier sind, ja? Dann können wir über alles reden. Richtig reden. Hm?“

„Aber das habe ich Ihnen doch schon hundertmal gesagt: Ich bin falsch abgebogen. Also na ja ... ich war neugierig und ich wollte auch die neuen Häuser hier angucken und ... na ja ... es ist auch eine Abkürzung und dann bin ich halt hier lang gekommen – habe aber nichts gesehen. Wirklich.“ Giesbert rutschte unruhig auf dem weißen Plastikstuhl herum. Er hatte Durst.

Wolfszahnmann atmete seufzend.

„Das wird langsam lästig.“

„Ja, fragen Sie mich mal!“, blaffte Giesbert zurück und hätte sich am liebsten jetzt wirklich die Zunge abgebissen.

Wolfszahnmann rutschte auf seinem Stuhl ganz nach vorne und berührte nun mit seiner Nase fast die Nase von Giesbert.

„Weißt du, was ich mit kleinen Männchen mache, die frech werden?“

„Nein ...“ schluckte Giesbert.

„Ich zerdrücke sie“, grummelte Wolfszahnmann.

„Ah ...“, war das Einzige, was Giesbert seiner Kehle entlocken konnte.

„Also: Sind Sie immer noch falsch abgebogen, weil Sie neugierig waren, oder kommen wir jetzt mal zum Kern der Geschichte?“

„Also, ich ... ich ... ich ...“

„Ich, ich, ich?“

„Ich bin wirklich nur falsch abgebogen.“

Die Faust flog so schnell in Giesberts Gesicht, dass er sich erst duckte, als er schon am Boden lag. Wolfszahnmann richtete ihn wieder auf.

„Ich?“, fragte er scharf.

Giesberts Kopf vibrierte, klingelte und posaunte in wilden Schmerzensklängen. Er spürte, wie das Blut aus seiner Nase spritzte.

„Ich ... bin ... falsch abgebogen.“

Zack. Giesbert lag wieder auf dem Boden. Jetzt begann auch noch eine Triangel im wilden Kopforchester mitzuspielen. Dumpf hörte er, dass Wolfszahnmann etwas sagte. Es klang wie: „Verbales Gesicht.“

„W-was?“, fragte Giesbert.

„Verarsch mich nicht!“, zischte Wolfszahnmann und verfrachtete Giesbert unsanft zurück auf den Stuhl. „Ich frage dich noch mal: Was machst du hier?“

Giesbert schluckte Blut, Angst und Spucke herunter und versuchte sein klingendes Gehirn wieder unter Kontrolle zu bringen.

„Also?“ Wolfszahnmann atmete Giesbert schwer ins Gesicht und Giesbert freute sich, dass seine Nase außer Blut gerade nichts anderes riechen konnte.

„Falabgeboge“, lallte Giesbert.

„Was?!?“ Wolfszahnmann sah ihn irritiert an.

„Falsch abgebogen!“, sagte Giesbert mit Nachdruck.

Bamm! Wieder hatte Wolfszahnmann zugeschlagen und Giesbert auf den harten Betonboden befördert. Tränen schossen Giesbert in die Augen.

Wütend riss Wolfszahnmann Giesbert vom Boden hoch, drückte ihn fest gegen die Wand und presste ihm so die Luft aus der Lunge. „Sag das noch einmal und ich schwöre dir ‚Ananaseis‘ war dein letztes Wort.“

Unsanft landete Giesbert wieder auf seinem Stuhl. Er schwieg. Wilde Sambarhythmen hatten sich seines Kopfes bemächtigt und seine Augen begannen langsam zuzuschwellen. „Wenn es ein Morgen gibt, werde ich aussehen wie eine alte Backpflaume“, dachte er betrübt.

Bamm! Giesbert duckte sich und bereitete sich darauf vor, wieder auf dem Boden zu landen. Doch der Aufprall kam nicht. Stattdessen begann Wolfszahnmann zu stöhnen. Giesbert versuchte durch die nun fast zugeschwollenen Augen etwas zu erkennen und sah, dass sein Gegenüber wie in Zeitlupe vom Stuhl rutschte. Erstaunt verfolgte Giesbert den Abgang.

„Giesbert?!?“, rief jemand zu seiner Rechten. „Was machst DU denn hier?“ Giesbert drehte den Kopf und blickte in das markante Gesicht seines Bruders.

„Ich wollte mir nur die Siedlung angucken“, sagte Giesbert und biss sich auf die Lippen, um vor lauter Freude nicht loszuheulen.

„Oh Mann. Warte. Ich helfe dir!“ Gabriel hob Giesbert hoch, stellte ihn vorsichtig auf die Füße und untersuchte sein Gesicht. „Gott. Du siehst beschissen aus. Kannst du gehen?“

„Ja. Geht schon.“ Giesbert machte ein paar Schritte, hielt inne und kotzte.

„Hm. Du hast wohl eine Gehirnerschüttung, mein Lieber. Ich hole den Sanitäter.“

Gabriel verschwand und Giesbert sank zurück auf den Stuhl. Warum

hatte er sich bloß diese Siedlung anschauen müssen? Warum war er nicht einfach nur nach Hause gefahren? Warum musste er unbedingt gucken? Warum war er so neugierig gewesen? Warum? Und warum war überhaupt Gabriel hier? Hatte er nicht heute diesen Einsatz, bei dem er jemanden festnehmen wollte? Giesbert tastete in seinem Gesicht herum. Keine gute Idee. Sofort schoss der Schmerz wieder durch jede Synapse und erinnerte ihn an Wolfszahnmann und dessen Faust. Richtig! Wolfszahnmann! Was war eigentlich mit dem? War er der Mann, den Gabriel verhaften wollte? Giesbert blickte sich um und sah Wolfszahnmann am Boden liegen. Er rührte sich nicht. War er tot?

„Hier drin sind die beiden.“ In Begleitung von zwei Sanitätern und drei Polizisten betrat Gabriel den Raum. Sofort herrschte geschäftiges Treiben. Die beiden Sanitäter tupften in Giesberts Gesicht herum, stopften ihm übergroße Tampons in beide Nasenlöcher, verpassten ihm eine Halskrause, breiteten eine wärmende Decke über ihm aus und fütterten ihn mit Medikamenten. Alles ohne ein Wort. „Haben wohl vor Jobbeginn die Passage mit ‚Kontakt zum Menschen ist schön‘ nicht gelesen“, dachte Giesbert.

Wolfszahnmann wurde ebenfalls behandelt und auf eine Trage verfrachtet. Auch das fast ohne Worte. Nur einmal fiel dem jüngeren der beiden Ersthelfer eine Mullbinde runter und ein „Trottel“ wurde geknurrt.

„Nett, die zwei“, sagte Giesbert, als die Sanitäter Wolfszahnmann aus dem Raum trugen.

Gabriel lachte. „Ja. Der eine ein größerer Sonnenschein als der andere. Aber sie machen ihren Job gut.“

„Oh jaaa.“ Giesbert grinste. Die Schmerzmittel hatten voll ange-
schlagen und ließen ihn glauben, dass jeden Moment Schmetter-
linge aus seinem Hintern fliegen würden. Lustig.

„Komm. Wir bringen dich zu deinem Wagen.“ Gabriel packte den
seligen Giesbert und stieg mit ihm die Treppe hoch.

„Uh ... der Wolfszahnmann? War das der Mann, den du festnehmen
wolltest?“, fragte Giesbert auf dem Weg nach oben.

„Wolfszahnmann?“, fragte Gabriel.

„Wegen der Zähne. Laaaaang ... und gelb.“ Giesbert versuchte ein
gefährliches Grinsen, bekam aber nur ein schiefes Zucken hin.

„Echt guter Stoff, diese Schmerzmittel“, dachte er.

Gabriel grinste. „Wimmhauser hieß der Mann bzw. heißt er noch.
Hab ihn nur angeschossen. Ein Immobilienspekulant. Hat hier in der
Siedlung ein paar Häuser gebaut und dann einige der Nachbarn mehr
als verbal dazu genötigt, in seinen Fonds für die Renaturierung des
Flusslaufes einzusteigen. Hat sich wohl gedacht, dass das hier alles
wohlhabendere Leute sein müssen. Wegen der Lage des Bauplatzes.
Und ja. Den wollten wir heute festnehmen. Auf frischer Tat. Ist uns
auch gelungen. Dank dir und deinem Wagen?“

„Meinem Wagen?“, fragte Giesbert verdutzt.

„Ja. Der stand in der Auffahrt und wurde gemeldet. Weil er da wohl
nichts zu suchen hat.“

„Ts. Leute gibt's. Und dieser Wolfszahnmann ... nich' nett“ von
ihm. Gar nich' nett“, raunte Giesbert. Schläfrigkeit bemächtigte
sich seiner und er musste sich an der Wand abstützen.

„Die haben dir aber ordentlich was in den Tee getan“, stellte
Gabriel fest, bugsierte den torkelnden Giesbert ins Freie und auf
die Rückbank von dessen NISSAN X-TRAIL.

„Ooooh ...“, gab Giesbert von sich und rollte sich ein.

Gabriel sah seinen Bruder ein wenig mitleidig an. Er war schon
immer so neugierig gewesen. Immer wenn es etwas Neues in der
Gegend gab, war Giesbert als Erster zur Stelle, um alles zu erkunden.
Und wenn es sich bei dem Unentdeckten auch nur um einen neuen
Gullydeckel mit kubistischem Stadtwappen handelte. Eigentlich
bewundernswert, diese Faszination für alles Neue. Nur heute war sie
ihm zum Verhängnis geworden. „Für heute ist Schluss mit Aben-
teuer, Giesi“, murmelte Gabriel und drapierte die Decke liebenvoll
über seinen röchelnden Bruder.

„Wie macht er sich?“ Gabriel drehte sich um und blickte in das
beschnurrbare Gesicht seines Chefs.

„Er schläft.“

„Gut. Bringen Sie ihn nach Hause und kommen Sie dann zur Nach-
besprechung aufs Revier.“

„Okay.“

Gabriel stieg ein und fuhr los.

Giesbert spürte, wie sich der Wagen in Bewegung setzte, und atmete
tief durch. „Was für ein Abenteuer. Wenn das neue Jahr so anfängt,
wer weiß, was es dann noch zu bieten hat“, dachte er und begab sich
schließlich voll und ganz ins Reich der Träume.

AUS DER NATUR

In einem dunklen Wald stand eine mit Moos bewachsene Hütte. Aus ihrem Schornstein stieg tagaus, tagein gelblicher Rauch empor. In der Hütte lebte eine sehr alte, weißhaarige Frau. An diesem Tag stand sie vor ihrem großen Zinnkessel und warf verschiedenste Dinge hinein. Plötzlich klopfte es an der Tür. Erschrocken fuhr die alte Dame zusammen, denn sie erwartete keinen Besuch. Mit ihrer vom Alter gezeichneten Stimme fragte sie, wer denn wohl dort sei. Als keine Antwort gegeben wurde, griff sie nach einem langen Stock, der auf einem alten Holzschemel lag. Sie ging in Richtung Tür und fragte abermals, wer dort vor der Tür stehe. Wieder gab es

keine Antwort. Sie stand nun direkt an der Tür und lauschte mit einem Ohr: Nichts war zu hören. Sie nahm all ihren Mut zusammen und öffnete die Tür. Dort stand niemand. Aber auf dem Boden lag ein seltsames Gefäß. Es war aus einer Art Glas und leuchtete. Dies war aber nicht das Auffallendste an ihm. Es war geformt wie ein X und in ihm schwamm eine grün-bräunliche Flüssigkeit. Die alte Frau hob es auf. In diesem Moment ertönte eine tief, ruhige, aber dennoch durchdringende Stimme aus dem Wald: „Dieses Serum haben wir gebraut, die Geister aller Wälder. Jeden Tag fahren unzählige motorisierte Vehikel durch uns und zerstören unsere pflanzlichen und tierischen Bewohner. Wir wollen dem nicht zwangsweise ein Ende setzen, wir wollen nur zeigen, dass es auch anders geht. Aus diesem Grund haben wir uns dazu entschieden, das Geheimnis, welches wir seit Jahr und Tag bewahren, weiterzugeben. Dieses Serum trägt jeder Waldbewohner in sich. Es sorgt dafür, dass er sich durch den Wald bewegen kann, ohne ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Du sollst es nun einem Hersteller dieser Vehikel zukommen lassen, auf dass dieser es in eines einbaut und sich die anderen ein Beispiel daran nehmen.“

Die Stimme verstummte und die Frau stand etwas verdattert da. Dann aber zog sie sich lederne Wanderstiefel an und begab sich auf den Weg in die nächste Stadt, um dort ein Telefon zu benutzen. Sie wusste aus einer Zeitschrift, die sie beim letzten Großeinkauf mitgebracht hatte, dass es einen Hersteller gab, der besonderen Wert auf die Umwelt legte.

Dies ist die Geschichte, wie das X im Namen X-TRAIL entstand.

AUF ABWEGEN ZUR VERNUNFT

Mit der Vernunft ist es so eine Sache ...

Es gibt Situationen und Menschen, bei denen man sie sehnlichst vermisst oder sie nervt einen buchstäblich zu Tode. Ihr apodiktischer Charakter bringt ihren Besitzer zuweilen an seine Grenzen, sodass diesem nur ein Ausweg bleibt: Phantasie.

Wir stürzen uns in phantastische Abenteuer ohne Rücksicht auf Verluste und fühlen uns dabei unbeschreiblich frei und glauben, alles erreichen zu können, denn Phantasie befolgt keine Gesetze und kennt keine Grenzen. Die Vernunft hat also Pause. Oder, wie John Ruskin einmal sagte: „Die Phantasie vernünftelt nicht.“

Denken wir zum Beispiel an das Märchen von Schneewittchen. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, statt in den Wald in eine andere Stadt zu flüchten, und wäre es nicht vernünftiger gewesen, die 7 Zwerge nicht zu belästigen und den angebotenen Apfel links liegen zu lassen? Wäre es überhaupt nicht vernünftiger gewesen, nicht schöner als die Königin zu sein? Ja vielleicht, aber dann wäre die Geschichte im Grunde eine Antigeschichte und würde überhaupt keinen Spaß machen.

Und hätte der Prinz Schneewittchen nicht wachgeküsst, obwohl ihm sein Verstand sicherlich gesagt hat, dass sie ja tot ist und wider alle Gesetzmäßigkeiten nicht wieder zum Leben erweckt werden kann, so wäre dies sicher keine Disney-Verfilmung geworden. Hätte, wäre, könnte. Die schönsten Geschichten finden eben dann statt, wenn wir Entscheidungen aus dem Bauch heraus treffen und nicht aufgrund von Vernunft. Aber stellen Sie sich folgendes Szenario vor: Sie haben Ihren Job gekündigt, Ihr Haus verkauft,

Ihre Katze verschenkt, wenige Habseligkeiten, Proviant und Ausrüstung zusammengepackt und sind mit dem Auto losgefahren, um ebenfalls eine sehr schöne Prinzessin zu retten. Sie hatten nur wenige Informationen über ihren Aufenthaltsort und sind deshalb nicht nur durch subtropische Wälder und Kieswüsten gefahren, sondern auch zum Nordpol und auf den Mond geheizt. Sie haben auf Ihrem Weg gegen Drachen gekämpft, Insektenarten ausgerottet, böse Königinnen und Tyrannen vernichtet und an Dutzende Luftsenschloss-Tore geklopft. Sie sind gefallen und wieder aufgestanden, wurden ausgebremst und haben erneut Gas gegeben, hatten die Schnauze voll und haben neuen Mut gefasst.

Schließlich haben Sie sie gefunden, aber ... was ist das?! Der Prinz auf seinem weißen Schimmel in ebenso weißen, engen Leggings und Seidenhemd ist Ihnen zugekommen. Gerade will er die Prinzessin auf sein Pferd werfen, da fällt ihr Blick auf Ihr Auto.

Was passiert als Nächstes?

- a) Die Prinzessin ist total angewidert von Ihrer zerbeulten, kleinen Karre, die von der Anfahrt so mitgenommen ist, dass sich die Frage stellt, ob sie die Rückfahrt überlebt. Außerdem müsste sie ihr Ballonkleid ausziehen und ihren Schleier abnehmen ... Hm.
- b) Die Prinzessin fällt Ihnen entzückt und dankbar um den Hals, denn Ihr Auto ist einer Prinzessin würdig. Es zeigt sich, dass sie 5 der 7 Zwerge im Schleptau hat, ohne die sie sich weigert mitzukommen. – Kein Problem!

Waren Sie so vernünftig, sie im NISSAN X-TRAIL abzuholen?
Ansonsten bleibt Antwort b) eben auch nur ein Märchen.

MARICA WEPPLER

WASSER, FEUER, ERDE, LUFT, NISSAN

Wenn Ihre Vernunft das Abenteuer (auf)sucht ... dann lassen Sie es
ruhig zu!

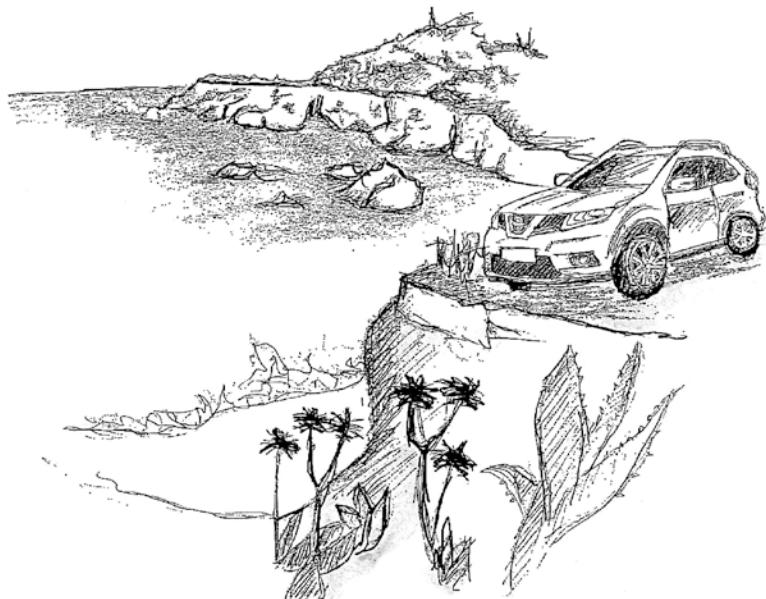


Es gab eine Zeit, da war der Mensch ein Nomade. Er zog durch die Gegend und hielt seine wenigen, ausgezehrten Tiere zusammen. Manchmal bestand ein soziales Gefüge nur aus zwei Pferden und einem Hund. Einem Schaf oder zwei Ziegen. Zivilisation war nur dünn gesät und im Allgemeinen eine bedrohliche Situation für den Menschen und seine Tiere. Die brauchten frisches Wasser und einen Platz zum Weiden. Und wenn die Nacht einbrach, musste man sicher sein, dass am Morgen nicht das eine kostbare Schaf

gerissen sein würde. Im Morgengrauen sattelte man wieder auf, fettete vorher noch das raue Leder, das auf dem Rist auflag, damit die Haut des Pferdes keinen Schaden nahm. Füllte die Ziegenhaut mit frischem Wasser aus der Quelle, tränkte die Tiere ein letztes Mal und zog weiter. Die Hufe des Pferdes leiteten die Wärme und die Vibration der Erde durch dessen Körper und der Mensch auf ihm spürte die Verbundenheit mit den Elementen. Dieser Mensch dort, auf seinem Pferd, durchquerte die mongolische Steppe, asiatische Wüsten und Gebirge. Bis nach Ungarn führte ihn sein Weg. Bis an das Ufer der Donau. Als es ans Sterben ging, legte sich der alte Nomade unter einen Baum. Sein Hund legte sich neben ihn. Auch die Pferde waren müde. Der alte Mann schloss die Augen und starb. Sein treuer Freund Tigon, der Hund, saß noch Tage neben ihm, den Kopf auf die Beine des Mannes gelegt.

Der NISSAN X-TRAIL war umgebaut und erwies sich als das beste Hotel, das man sich nur vorstellen konnte. Ich sah jeden Sonnenauf- und jeden Sonnenuntergang und war immer Schulter an Schulter mit dem Asphalt. Hier spürte man die Unebenheiten des Bodens und eroberte sich jeden Meter. Kein Flüterasphalt und roter Teppich wie auf deutschen Autobahnen. Nur wildes, rohes Land. Ich setzte mich unter einen Baum und fettete meinen Ziegenlederbeutel. Ich hatte ihn seit vielen Jahren. Mein Großvater war viel gereist und hatte ihn in den Sechzigern in Kasachstan erstanden. Ich saß gut unter diesem Baum und schlief ein. Als ich erwachte, blickte ich in große bernsteinfarbene Augen. Der Hund, der da so plötzlich gekommen war, wischte mir nicht von der Seite. Und so nahm ich ihn mit. In meinem X-TRAIL war genug Platz

für uns beide. Der Hund war ausgezehrt und schien schon lange unterwegs zu sein. Ich gab ihm etwas zu fressen und einen Namen. Wir haben uns seither nie wieder getrennt, Tigon und ich.

DAS ENDE EUROPAS

Nervös trommelte er mit seinen Fingern auf der Motorhaube und zog an seiner Zigarette. Würde der Typ überhaupt auftauchen? Ben hoffte fast, dass er es nicht tun würde. Aber wenn er nicht kam, hieß das dann, dass er ...? Nein. Daran durfte er jetzt nicht denken. Ben schüttelte den Kopf und ließ seinen Blick über den Parkplatz schweifen. Mein Gott, was für eine bescheuerte Idee das Ganze doch war. So benahm er sich doch sonst nicht. Dann sah er ihn. Eingepackt in eine dicke Jacke, Wollschal und Mütze schlurfte der andere langsam auf ihn zu. Clemens. Viel zu warm angezogen für diese Jahreszeit. Obwohl er ihn nur einmal gesehen hatte, erkannte

er ihn sofort. Es war seltsam, Ben fühlte sich gleichzeitig schlecht und erleichtert. Er schnippte seine Zigarette weg und winkte Clemens zu. Als der vor ihm stand, ließ die Anspannung ein wenig nach. „Nicht schlecht, die Karre“, sagte Clemens und nickte anerkennend. „Da lohnt sich ja schon alleine die Fahrt.“ Ben schüttelte den Kopf. Wie konnte Clemens nur so gut drauf sein? So ... euphorisch? „Alles O.K. bei dir?“, fragte er vorsichtig. „Klar. Kann losgehen!“ – „Na dann ... steig ein.“ Ben ließ den Motor an und bog auf die Straße. Clemens schien es gut zu gehen. Er wippte auf seinem Sitz auf und ab und summte leise vor sich hin. Ben beobachtete ihn heimlich von der Seite. „Das war 'ne dumme Idee, 'ne saudumme“, schoss es ihm durch den Kopf. Er kannte Clemens doch gar nicht. Wieso hatte er überhaupt diesen Vorschlag gemacht? Noch war es nicht zu spät, er konnte sich noch umentscheiden. Sagen, dass es ein Fehler war. Dass es besser für sie beide wäre, wenn sie hierblieben, sicherer, vernünftiger, und er es doch nicht machen wollte. Aber stimmte das überhaupt? Vermutlich war es doch schon zu spät, er konnte keinen Rückzieher mehr machen. Und eigentlich, was sollte schon passieren? Er würde ihn hinfahren, sie würden sich alles anschauen und dann würde er ihn wieder zurückbringen. Zurück. Ben fröstelte bei dem Wort. Clemens sah zu ihm rüber. „Geht es dir gut? Du siehst irgendwie blass aus.“ – „Was? Ja ... nein ... ich ... es ist nichts.“ Gott, er musste sich endlich wieder einkriegen, sonst würden sie es nie schaffen. „Soll ich das Radio anmachen?“ – „Klar.“ Und so fuhren sie, lauschten der Musik und konzentrierten sich auf ihr Vorhaben. Der eine voller Vorfreude, der andere voller Zweifel. Er sollte sich mehr engagieren, was Sinnvolles machen und aus seinem Schneckenhaus rauskommen. Das sagte sie oft. „Ich meine

es nur gut, Ben.“ Das wusste er. Mütter meinten es immer nur gut. Aber es war nicht so einfach, wie sie sich das vorstellte. Eines Tages war er trotzdem einfach hingegangen. Ein einziges Mal, letzte Woche. Wobei, „hingegangen“ war etwas übertrieben. Er hatte sich nicht reingetraut, war vor der Tür stehen geblieben. Und auf einmal war Clemens aus dem Haus gekommen. Er sah nicht gut aus. Bleiche Haut, Augenringe und ziemlich abgemagert. Aber er hatte gelacht. Ganz laut und ganz viel. Und dann hatte er Ben seine Geschichte erzählt, einfach so. Hatte Ben überhaupt danach gefragt? Er konnte sich nicht mehr erinnern. Aber Clemens hatte erzählt. Von Arzttermi-
nen, Tests, Bestrahlungen und der bevorstehenden OP. „Ziemlich riskant, sagen die Ärzte. Sie können keine genaue Prognose stellen. Aber wird schon irgendwie.“ Ben war schockiert gewesen. In seinem Kopf hatten sich Clemens Worte gedreht und er hatte nicht gewusst, was er mit ihnen anfangen sollte. Wie konnte er nur so darüber reden? Er war krank, wirklich krank und trotzdem ... er wirkte so positiv, so stark. „Hast du gar keine Angst?“ Clemens hatte mit den Schultern gezuckt. „Da drin sind welche, denen geht es viel schlechter als mir. Ich würd nur gern ... ach, egal.“ – „Was?“, fragte Ben. Diesmal hatte er wirklich gefragt, das wusste er. „Hier ist es ziemlich öde. Kahle Wände, alles weiß, keine frische Luft. Als ich klein war, war ich mal mit meinen Eltern in der Algarve. Wir waren an der Küste – am „Ende Europas“, so nennen die Leute es dort. Es war wunderschön. Ich wollte immer mal wieder hin. Na ja, vielleicht später mal.“

„Ich hab so was noch nie gemacht, weißt du“, sagte Ben. „Ich bin ein Planer, total verkopft. Ich hasse Überraschungen und spontane Aktionen. Wenn meine Eltern wüssten, dass ich hier bin ...“ – „Warum

machst du es dann?“ – „Keine Ahnung.“ Sie fuhren schweigend weiter. Stunden später, es kam ihm vor wie Jahre, lenkte Ben den NISSAN X-TRAIL auf einen Parkplatz. „Wir sind da“, flüsterte er. „Hörst du? Clemens?“ Doch Clemens antwortete nicht. Seine Augen waren groß und er zitterte leicht. „Geht’s dir ...? Soll ich ...?“ Clemens stieg aus und lief direkt auf die Klippen zu. Einen Moment lang blieb Ben verwirrt sitzen. Dann plötzlich: „Oh nein. Er wird doch nicht ...?“ Hastig sprang er aus dem Auto, um Clemens zu suchen. Er fand ihn. Er saß einfach da, zwischen den Felsen, und seine Hände spielten im Gras. Verträumt blickte er aufs Meer. „Ist es nicht großartig?“ Ben nickte. Ja, das war es. Wunderschön, genau so, wie Clemens gesagt hatte. Nach einer Weile fragte er: „Und jetzt?“ – „Jetzt“, sagte Clemens, „genießen wir die Aussicht. Nur ein bisschen. Bis ich mir alles gemerkt habe. Und dann fahren wir wieder zurück. Mein Termin ist übermorgen.“

Es nieselte, als Ben vor dem Gebäude hielt. Clemens hatte nichts mehr gesagt, seit sie über die Grenze gefahren waren. Nicht nur das Wetter war in Portugal besser gewesen. Sie saßen eine Weile einfach nur nebeneinander. Schließlich sagte Clemens doch etwas: „Ich hab auch keine Ahnung, wieso du das gemacht hast. Ich mein, ich hab die ganze Fahrt darüber nachgedacht, aber ich weiß es wirklich nicht. Egal. Ich bin auf jeden Fall froh, dass du’s gemacht hast.“ „Ich auch“, sagte Ben. Clemens grinste. „Also dann. Ich muss rein. Danke ... für alles.“ – „Was sagt man jetzt am besten? Viel Glück? Gute Besse-
rung? Hals und Beinbruch?“ – „Wie wäre es mit ‚Bis bald‘? Das würde mir gefallen.“ Ben nickte. „Bis bald“, sagte er. Clemens stieg aus. „Bis bald“, sagte er leise und schloss die Tür hinter sich.

WILLST DU ABENTEUER, MUSST DU ERST DIE VERNUNFT BESIEGEN

Die Welt dort draußen ist voller Tragik.

Und ich renne jeden Tag hinaus,
packe sie in die Plastiktüte, die sich mein Leben nennt,
und schleppe sie in mein Haus.

Zum Kotzen ist das.

Steine werfen.

Fenster einschlagen.

In jeder Hinsicht und auf alle Arten.

Ich hab mich schon immer als Steinewerfer gesehen.

Ein bisschen anders als die anderen, ein bisschen extravaganter,
und mit einem ganz besonderen Geschmack, nach dem sich mein
ganzes Leben richtet. Mein Humor ist anspruchsvoller und meine
Definition von Schönheit so verschieden vom Rest der Welt.

Ich bin schlichtweg das verfluchte Ebenbild einer medien-
verseuchten Jugend. Mit den Händen in den Taschen meiner etwas
zu großen Lederjacke schlendere ich gerne die Straße entlang,
schalte mit weißen Kopfhörern, die Musik in meine Ohren flüstern,
die Realität aus und frage mich, was die Leute denken, die ich aus
dem Augenwinkel beobachte.

Die Frau mit den großen Einkaufstaschen, die mit einem gehetzten
Gesichtsausdruck an mir vorbeirauscht, der Mann mit der verschlis-

senen blauen Baumwollmütze und den tiefen Denkfurchen im
Gesicht oder der alte Obdachlose, der mich mit seinen milchigen
kranken Augen anblickt und zitternd die Hände in die Luft hält.
Eine unmissverständliche Bitte.

Doch heute bin ich nicht in altruistischer Stimmung, ich bin heute
sogar ziemlich egoistisch eingestellt und sehe es nicht ein, etwas
von meinem sauer verdienten Geld hinzugeben, wo ich doch selbst
gerade so über die Runden komme.

Wenn ich jedem Penner auf einer x-beliebigen Straße Geld hinwerfen
würde, könnte ich mich schließlich bald selbst dazusetzen.

Und wie immer bereue ich kurz darauf meine boshaften und aus
schlechter Laune geborenen Gedanken und werde ihm am nächsten
Tag das Doppelte hinwerfen.

Ich höre das Klackern einer Metalldose auf hartem Beton. Sie rollt
langsam an mir vorbei und ich drehe mich um. Da steht so ein
grinsendes Mädel in meinem Alter mit schulterlanger Fransen-
frisur, grauer Mütze und einem frechen Grinsen im Gesicht. Berührt
mich nur an der Oberfläche, schlägt nicht mal eine kleine Welle.
Ich drehe mich wieder um und höre, wie sich hinter mir ebenfalls
Schritte – leichtere als meine – in Bewegung setzen. Und einen
kurzen Moment danach wieder diese verfluchte metallene Dose,
die langsam an mir vorbeirollt. Ich reagiere nicht, laufe einfach
weiter. Ich bin schließlich viel zu lässig, um auf so eine kindische
Provokation zu reagieren.

Sie macht es noch einmal. Und noch einmal. Und noch einmal.

Und ...

„Zäher Bursche.“

Entnervt drehe ich mich um.

„Was, verflucht, ist dein Problem?!“

Sie grinst mich nur wieder an.

Entweder ist sie auf Streit aus oder tatsächlich einfach nur geistig unterprivilegiert.

Ich entscheide mich für Letzteres, das ist einfacher, und man geht Streit aus dem Weg. Das machen wahrhaft intelligente und soziale Menschen so. Dem Stress ausweichen. Das ganze Leben lang. Ich beherrsche diesen Tanz perfekt.

„Ich kenne Leute wie dich.“

Ich ziehe eine Augenbraue hoch und zucke anschließend mit den Schultern.

„Aha, wenn du meinst.“

Ich drehe mich wieder um und laufe einen Schritt schneller, als sie erneut neben mir auftaucht und versucht, mit mir mitzuhalten. Ein Ereignis an Menschen, das ich schon länger nicht mehr gesehen hatte.

„Ich hab dich beobachtet, du bist jeden Tag hier an der Ecke. Arbeitest du in der Nähe? Nein, warte! Du bist Student, oder? Ja bestimmt. Du passt perfekt in das Bild eines Studenten in einem ähm ... Kunststudium?“

Ich drehe mich mit einem missmutigen Gesichtsausdruck zu ihr.

„Ich studiere nicht.“

„Echt? Dabei hätte ich darauf gewettet!“

Den weiteren Weg schweigen wir und auf einmal wird mit klar, dass sie durch das kurze Gespräch einen Weg in meine Komfortzone gefunden hat. Und dass ich es gar nicht mal so schlimm finde.

„Hast du eigentlich einen Traum? Einen Wunsch?“

Ich seufze.

„Rennst du herum und fragst jeden solche Dinge?“

„Manchmal, ich beobachte viel. Das Leben ist viel zu kurz, um nicht mal ab und an einen Fremden anzusprechen. Wer weiß schon, auf was für tolle Dinge man da stoßen kann.“

Ab und an. Einer von vielen. Wie bei allen und immer.

Auf einmal ist ihre Nähe wieder ein Stück unangenehmer.

„Und?“

„Was, und?“

„Na, hast du jetzt irgendeinen Wunsch?“

Ich werfe ihr einen Seitenblick zu, antworte jedoch nicht.

Vielleicht geht sie einfach, wenn ich ab jetzt schweige.

Ich laufe sogar einen Schritt schneller, sodass sie fast schon rennen muss. Doch statt aufzugeben, springt sie mit einem Mal direkt vor mich.

„Ich habe eine Idee!“

Ich runzele die Stirn.

Eigentlich will ich doch nur nach Hause, mir einen Chai Latte machen und irgendeinen Onlinestream reinziehen. Und jetzt bin ich in dieser sinnlosen, nervigen zwischenmenschlichen Konvention gefangen, aus der mich die Fremde einfach nicht entlassen will.

„Was?“, zische ich sie etwas entnervt an.

„Lass uns was Ausgefallenes machen. Etwas, das du sonst nie machen würdest.“

Sie hebt ihre Hand, in der ein Autoschlüssel liegt und drückt auf den Knopf, woraufhin das vertraute Piepen eines sich öffnenden Autoschlusses ertönt. Ich blicke hinter sie, um den Wagen zu sehen, als sie sich sofort in Bewegung setzt und darauf zuläuft. Automatisch

tisch folge ich ihr. Nicht, dass ich neugierig bin. Einfach nur so. „Ein SUV von NISSAN?“, frage ich etwas skeptisch und frage mich, warum eine so zierliche Person, wie sie eine ist, keinen kleineren Wagen fährt.

„Du denkst zu sehr in Schubladen“, sagt sie grinsend, als hätte sie meine Gedanken gelesen. „Manchmal sollte man das Unerwartete erwarten.“

„Wie soll man etwas Unerwartetes erwarten?“

„Eben.“

Sie grinst noch breiter, als sie mein verwirrtes Gesicht sieht.

„Komm schon!“

Schwungvoll öffnet sie die Autotür und setzt sich hinein.

Etwas zögerlich folge ich ihrem Aufruf und setze mich neben sie auf den Beifahrersitz.

„Bereit?“

„Keine Ahnung?“

„Ganz genau!“

Sie lässt den Motor an und fährt mit einem solchen Karacho in die Straße der Stadt, dass ich mich erschrocken an der Autotür festhalte.

„Bist du wahnsinnig? Wir hätten jemand treffen können! Lass mich wieder raus!“

Sie lacht nur.

„Keine Sorge, hier bist du sicher. Und alle anderen auch. Solange ich fahre, passiert niemandem etwas!“

Nur schwer kann ich mich in den Sitz sinken lassen und entspannen.

Mein Herz schlägt wild in meiner Brust und mein Atem geht schnell.

Wir fahren durch die Stadt. Raus aus der Stadt. Immer schneller und schneller.

Und ich bemerke, dass sich auf meinen Lippen ein kleines Grinsen zaubert, ich mich mehr und mehr entspanne.

An uns rasen Häuser vorbei, Wälder, Berge und der Himmel.

„Gefällt es dir?“

Zum ersten Mal seit Langem weiß ich die Antwort sofort: „Ja!“

Wieder lacht sie. Und ihr Lachen klingt schön.

Die Zeit scheint wie im Flug zu vergehen und irgendwann weiß ich nicht einmal mehr, welche Uhrzeit wir haben. Und ich verspüre auch keinen Drang, irgendwo nach ihr zu suchen.

Wir kommen schließlich an einem Hang nahe der Stadt an, von dem aus man sie komplett überschauen kann.

„Ich dachte, wir wären viel weiter gefahren“, entfährt es mir erstaunt.

„Es geht nie darum, wie viel Strecke du zurücklegst. Es geht nur darum, dass du ankommenst.“

Ich verstehe nicht ganz, was sie meint. Zumindest noch nicht.

Sie steigt aus und läuft zum Ende des Hangs und ich folge ihr.

„Ich habe dich noch gar nicht nach deinem Namen gefragt“, fällt es mir ein.

Sie dreht sich zu mir um und streicht eine Strähne, die aus ihrer Mütze fällt, nach hinten.

„Nissan. Das ist mein Name.“

Ich blicke sie erstaunt an und fange an zu lachen. Sie ist nicht nur verrückt, sie ist wohl auch komplett übergeschnappt.

„Nissan? Du nennst dich wie das Auto?“

„Ja. Ich fühle mich verbunden mit ihm. Überall hinkommen. Frei sein. Das ist ein schöner Gedanke oder nicht?“

Ungerührt, aber mit einem kleinen Schmunzeln auf den Lippen, lässt sie sich auf den Boden fallen und blickt zum Himmel.

„Du bist verrückt“, sage ich kopfschüttelnd, lasse mich neben sie fallen und lehne mich an einen Stein. Ich werde müde.

„Aber das bist du doch jetzt auch.“

Ich grinse mit geschlossenen Augen.

„Vielleicht.“

Dann schlafe ich ein.

MELANIE WILDT

GESUCHT, GEFUNDEN

Ich, bodenständige Couponsammlerin mit Bausparvertrag, suche Herzblatt. Verbringe Freizeit meist in Berufsberatungs- und Immobilienfinanzierungszentren oder im Museum für Kartonage und Verpackung. Interessiere mich für Fernsehabende mit kalorienreduzierten Snacks und Kinofilme ohne Altersbeschränkung. Sammle Sachbücher über nachhaltiges Bauen und ISO-Normen und habe mehrere Modellbau- und Fernsehzeitschriften abonniert.

Du bist: jung, wild und gut gebräunt, Geschlecht egal. Hang zu Extremsportarten wünschenswert, keine Angst vor direktem Kontakt mit Treppengeländern in U-Bahnhöfen. Lust auf wild-romantische Nächte an fremder Leute Privatstränden und Candle-Light-Dinner mit selbst filetierter Kugelfisch. Gerne auch Hobbytorero mit eigener Tätowiermaschine.

Erstes Date: Probefahrt im NISSAN X-TRAIL.

ANDREAS SCHMUTTE
SPEEDDATING

Attraktiv. Sie ist wirklich verdammt attraktiv. Tolles Profil. Seidenglänzendes Haar. Kastanienbraune Augen. Sinnlicher Mund. Ein wenig füllig um die Hüften vielleicht. Aber das mag er ja. „Weißt du, was mir überhaupt nicht passt?“, hört er sie sagen. „Na klar: Größe 38“, denkt er bei sich und muss schmunzeln. Vier der sechs Minuten dieses abgefahrenen Speeddatings sind schon vorüber. Er hat den ein oder anderen flapsigen Spruch abgelassen, um sie ein bisschen zu provozieren. Offenbar mit Erfolg. „Und? Was passt dir nicht?“

„Deine Einstellung! Beruf, Freizeit, Beziehung – für dich alles bloß ein großes Abenteuer. Von einem Mann deines Alters sollte man ein Mindestmaß an Vernunft erwarten können.“ – „Ach ja? Und was machst du? Bist bei einem Speeddating, das in Autos stattfindet. Ist das etwa vernünftig? Du bist doch auch auf der Suche nach dem speziellen Kick.“ – „Vielleicht. Aber für mich sind Abenteuer die Ausnahme, nicht die Regel.“ – „Und warum? Weil du dich nicht traust! Vernunft ist dein Schneckenhaus, in das du dich zurückziehst, gerade dann, wenn's spannend wird.“ – „Und wenn schon ...“ – „Mach dich doch mal locker. ,Hallo Tag, überrasch mich!‘ – das wäre ein gutes Motto für dich!“ – „Meine Spontanität ist eben sorgfältig geplant.“ – „Dann kauf dir ein Emotions-Los. Da hast du beste Chancen auf den Hauptgewinn: eine Europalette voller Langeweile!“ – „Nicht gerade sehr charmant.“ – „Ist doch wahr! Durch Leidenschaften lebt der Mensch, durch die Vernunft existiert er bloß.“ – „Ist das etwa von dir?“ –

„Nö, von Nicolas Chamfort. Aber es stimmt.“ Eine Autohupe ertönt. „Oh, schon vorbei?“ – „Schade eigentlich. Ich würde liebend gerne weiter über Vernunft und Abenteuer mit dir philosophieren – so von Mann zu Frau.“ Sie öffnet die Autotür. „Du, sag mal, in was für einem Auto sitzen wir hier eigentlich?“ – „Das hier? Ist ein NISSAN – 'n X-TRAIL, wenn mich nicht alles täuscht.“ – „Interessant ...“

DANIEL ANTONIUS
DER BÄR



Der Sommer im letzten Jahr begann mit einer glühenden Hitze-welle, sodass ich mich entschloss, die Stadt für ein paar Tage in Richtung Berge zu verlassen. Ich wusste von meinem Freund Guido, der wie ich im mittleren Management eines großen Stahl-konzerns arbeitete, dass dort hoch oben ein wunderschöner See verborgen war. Guido schwärzte oft davon und gerade zwischen den Wochenenden musste es dort himmlisch sein – kühl im Schatten der Bäume und noch verschont von lärmenden Familien, die sich höchstens am Wochenende mit ihren Kindern zu einem kurzen Trip aufzumachen vermochten. Sogar meine Frau hielt es für eine recht

vernünftige Idee, aber da wir beide von ihrer Abneigung gegen Guido wussten, verzichtete ich auf die Bitte, mich zu begleiten. Der Wald und die Berge, so empfand ich damals, war etwas für Männer und ihre Freunde, für Väter und ihre Söhne. Als mein Vater noch lebte, fuhren wir, sooft es ging, hinauf und streiften durch die Natur, ohne aber jemals diesen See zu entdecken. Meine Neugier war deshalb umso größer, also griff ich zu unserem Telefon, ging in die Garage und wählte Guidos Nummer.

Die Abneigung meiner Frau war verständlich: Guido war ein ganz und gar rotziger Typ, ein Snob, der sich nach seinen durchweg elitären Studentenjahren und ein paar Praktika bei Unternehmensberatern in den Konzern eingekauft hatte; eine zunächst vollkommen unangenehme Erscheinung, ein Eindringling, so sah es der Großteil unserer Kollegen. Ich interessierte mich dagegen für ihn als Person und es fanden sich bald Gemeinsamkeiten, die größer waren als die Unterschiede unserer Herkunft. Ich hatte keine Universität besucht, nie einen Fuß auf einen Campus gesetzt. Ich hatte mich Stück für Stück hinaufgearbeitet, aus den Tiefen der Stahlwerke, in denen sich bereits mein Vater ins Grab geschuftet hatte und davor sein Vater und davor dessen Vater. Der mühsame Weg in die Büroetagen des Unternehmens kostete mich mehr als ein Studium, rettete mir aber gleichzeitig das Leben. Ich war ebenfalls ein Eindringling, wurde jedoch dank meiner Familiengeschichte respektiert.

Guido und ich luden unser Gepäck in den Kofferraum meines NISSAN X-TRAIL und fuhren los. Es sollte eine mehrstündige Fahrt werden. Wir schafften es erst gegen Nachmittag aus der Stadt,

da wir beide noch einiges erledigen mussten, es war sehr heiß und das Gedränge auf den Straßen erschöpfte mich. Guido erzählte von Problemen in seiner Abteilung, es waren übliche Probleme, und ich schaffte es angesichts seiner aufgeregten Stimme kaum, ihm zu folgen. Nach einiger Zeit auf dem Highway wechselten wir und Guido übernahm das Steuer, der Fahrtwind kühlte meinen Kopf und ich konnte es mir auf dem Beifahrersitz bequem machen. Obwohl ich vollstes Vertrauen in Guido hatte, beunruhigte mich der Umstand überhaupt nicht, zu wissen, welche Route wir einschlagen mussten, um zu dem Bergsee zu gelangen; also bat ich Guido, mir zu erklären, wie er diesen See gefunden hatte und wo genau er lag. Er wurde für einen kurzen Moment still, lehnte sich nach vorne und starre, das Lenkrad mit beiden Händen fest umschlossen, in den Horizont. Dann begann er zu erzählen.

„Vor genau einem Jahr, du weißt, ich war neu in der Stadt, hatte keine Freunde und kaum Bekannte, die sich mit mir abgeben wollten, war es so heiß wie heute oder sogar noch heißer. Die Hitze war wirklich unerträglich und die Stadt ein einziger Brutkasten. Ich verbrachte meine freien Tage in einem angemieteten Apartment im 15. Stock und starre in die Ferne, in eben jene Richtung, die wir jetzt einschlagen. Ich muss ehrlich sagen: Die Sehnsucht packte mich, ich war so viel Beton nicht gewohnt. Ich komme vom Lande, wie du weißt! Ich sah also diese Berge, kolossal, wenn sich die Sonne langsam auf sie hinabsenkt und die Schatten immer länger werden, das halbe Land verschlingen: Ich gierte nach diesem Schatten, nach dem wohlwollenden Schutz der Wälder. Ich war einsam und suchte nun erst recht die Einsamkeit. Ich informierte

mich also ein wenig über die Gegend, beschaffte Kartenmaterial aus dem Internet, packte ein paar notwendige Dinge zusammen und fuhr einfach los, in Richtung Horizont. Die Fahrt dauerte einen halben Tag, und es war bereits dunkel, als ich die Wälder erreichte. Mit den Karten kam ich nicht zurecht, die Straßen verloren sich schlangenartig an den ersten Erhebungen, mir fehlte es an Licht und Konzentration, irgendwann bog ich ab und fuhr, bis die Straße endete. Da saß ich dann in meiner Karre, es wurde kalt, das Zelt hier auf einem Wanderparkplatz aufzuschlagen, kam mir lächerlich vor, ich legte mich auf die Rückbank in meinen Schlafsack und verbrachte die Nacht für meine Verhältnisse fast beleidigend unbequem.

Im Morgengrauen erkannte ich eine Routenkarte am Rande des Parkplatzes. Eine der Routen führte über den Kamm der Berge auf die andere Seite, mich interessierte nicht, wie anspruchsvoll sie war, und so zog ich bereitwillig los. Der Berg wurde immer steiler, und es wurde immer anstrengender. Wie in Trance stapfte ich diesen Berg hinauf und entfernte mich immer weiter von meinem Leben. Das Geröll und die Tannen, das Moos, die heilsame Stille um mich herum, es war ein Paradies, dessen natürliche Schönheit nur vom künstlichen Tritt meiner Stiefel gestört wurde. Gegen die Mittagszeit, die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, begann der Wald lichter zu werden, Treppenstufen führten zur Bergspitze und es dauerte noch eine Weile, bis ich ganz oben war. Dort aber, ich schwöre dir, bot sich mir der atemberaubendste Ausblick, den ich jemals gesehen hatte. Hinter diesem Berg war nichts, die vollkommene Wildnis, sieh auf die Karte, dort findest du ein paar vereinzelte Straßen, aber sonst absolut nichts. Dort oben auf diesem Berg, in völliger Einsamkeit, der frische Wind wehte mir ins

Gesicht, saß eine Frau auf einem Stein und blickte in die Ferne. Sie hatte langes schwarzes Haar und war von indianischer Schönheit. So wunderschön, dass ich noch einen Moment so dastand und in ihre Richtung lächelte. Aber sie beachtete mich nicht. Sie war eins mit dem Stein, auf dem sie saß. Sie war dieser Stein. Ich nahm einen Schluck Wasser und wollte gerade wieder meinen Rucksack schultern, als sie sich zu mir drehte und mir direkt in die Augen schaute, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Es war magisch. Dann wurde es fast ein wenig unheimlich. Ohne zu blinzeln, zeigte sie mit ausgestrecktem Arm den Berg hinab, also näherte ich mich ihrer Position, schaute hinunter und sah ihn mit meinen eigenen Augen: einen See, so unberührt wie die heilige Mutter Gottes. Ich dachte daran, irgendetwas zu der schönen Frau zu sagen, und gleichzeitig wollte ich diesen Moment nicht zerstören, also verließ ich das Plateau und stieg hinab in Richtung der Ebene, in die der Bergsee still eingebettet war.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, kommt es mir vor wie ein Traum. Alles was passiert ist, ist auch passiert, weil ich wollte, dass es passiert. Dass ich mein Mobiltelefon im Wagen gelassen hatte, dass ich auf die Karten verzichtet hatte, dass ich mich vollkommen frei hatte machen wollen – es musste so kommen.

Ich stieg den Berg hinab und über mir kreiste ein schwarzer Vogel, ich versetzte mich in ihn hinein, einen Moment lang war ich dieses Geschöpf und überblickte die Welt unter mir. Es war ein Abenteuer. Der Abstieg forderte mich, mit jedem Schritt rollten ein paar Steine klackend den Berg hinab. Die Sonne hatte mich über den Berg begleitet, sie war erst auf meiner Seite und machte sich langsam davon. Das Wasser rückte dagegen immer näher. Der Hang auf

dieser Seite war etwas steiler, der Pfad schlug sich in engen Kurven hinab und war bald wieder von schützenden Tannen gesäumt. Das Gefälle verwandelte sich in eine Ebene und ich vernahm schon das leise Rauschen des Wassers. Doch dann nahm der Weg abermals eine Kurve und führte vom Wasser fort, das wollte ich mir nicht gefallen lassen. Ich verließ den Weg, neugierig und durstig schlug ich mich Schritt für Schritt durch das Dickicht, trat auf eine Lichtung, konnte bereits das Glitzern der Wasseroberfläche durch ein paar Sträucher klar vor mir sehen, als es passierte – ein Bär, so groß wie zwei Pferde, schnaubte wenige Meter entfernt von mir! Er stemmte sich langsam hoch und fixierte mich dabei mit seinen tief-schwarzen Augen, die Schnauze misstrauisch gesenkt. Ein majestätischer Augenblick. Ich war auf den Herrscher des Waldes gestoßen und er missbilligte meine Anwesenheit.

Dann ging alles sehr schnell. Instinktiv machte ich einen Satz in Richtung See, griff nach einem Ast und zog mich hoch, kletterte, so gut es ging, weiter nach oben und fand mich drei Meter über dem Bären wieder, der seine Pranken gegen den Stamm warf, dass die Welt um mich herum erzitterte. Und hinter mir dieser See. Ich werde das nie vergessen können: Der Anblick des Sees in den Bergen verschaffte mir einen Moment innerer Ruhe – sodass ich sogar für kurze Zeit den Bären vergaß, der unten auf mich lauerte. Er wartete und bewegte sich nicht. Die Sonne verschwand und ich saß dort oben in diesem Baum, kaum genug Wasser für einen weiteren Tag, die anderen Vorräte auf der Lichtung unter mir verteilt und keine Hilfe in Sicht. Mit etwas Mühe konnte ich mein Hemd ausziehen, ich riss es auseinander und band mich an dem

Baum fest. So konnte ich schlafen, ohne Angst vor einem Sturz in die Tiefe. Die Nacht war bitterkalt, und du kannst dir vorstellen, dass ich kaum ein Auge zutun konnte.

Am nächsten Morgen wurde ich vom Schnauben dieser Kreatur geweckt, sie saß noch an genau derselben Stelle, als hätte sie nichts Besseres mit ihrer kostbaren Zeit anzufangen, als wäre mein Eindringen eine solche Beleidigung, dass mich zu verspeisen die einzige Möglichkeit für sie war, ihre Ehre wiederherzustellen. Daran änderte sich auch nichts, als es Mittag wurde, schließlich wurde es Abend und die Sonne verschwand wieder hinter den Bergen. Der Bär bewegte sich nicht.

Am dritten Tag, das Wasser war längst aufgebraucht, begann ich mit dem Bären zu sprechen. Ich fragte ihn allerlei Dinge, nach seinem Alter, seinen Nachkommen, nach den Gesetzen des Waldes, nach diesem verwunschenen See – und ich war mir sicher, das Plätschern des Wassers würde mich bald wahnsinnig machen.

Am nächsten Morgen geschah etwas Merkwürdiges. Der Bär klopfte mit seiner Tatze langsam gegen den Baum, ich erwachte durch das sanfte Schütteln und schaute hinab. Der Bär starre mich unverhohlen und mit einem breiten Grinsen an, er hatte sich auf sein Hinterteil gesetzt und stützte sich mit einer seiner Pranken aufs Moos. Er grinste mich an und begann zu sprechen:

„Guido, Wanderer, was willst du hier in meinem Reich? Komm doch herab, ich tu dir nichts. Nur ein paar Dinge will ich dir zeigen.“ Ich sagte: „Nun sprichst du mit mir, nachdem ich dich halb verhungert und viel zu lange habe anbrüllen müssen! Dabei bist du, der Bär, es doch, der brüllen müsste!“

„Wie dem auch sei, Guido, du gehörst hier nicht her. Wovor läufst du davon?“

„Ich wollte nur etwas sehen von dieser Welt, von der ich dachte, dass sie uns Menschen gehört!“, brüllte ich und war mir sicher, dass ich noch träumte.

„Ich sehe, du leidest an Einsamkeit, mein Freund, so ist die Natur: Ich wartete hier jahrelang allein, doch auf dich habe ich nicht gewartet.“

„Tja“, lachte ich, „man muss die Dinge nehmen, wie sie sind!“

„Nein, muss man nicht!“, brummte der Bär mehr zu sich als zu mir, räusperte sich kurz und setzte an: „Die Natur gehört weder dir noch mir, wir müssen sie uns teilen. Sei stärker oder schneller und hol dir deinen Teil. Aber dennoch bitte ich dich, behandle sie mit Respekt! Erwarte trotzdem nichts von ihr, denn sie ist auch rau und unerbittlich. Das ist es, was du und ich an ihr lieben, man kontrolliert sie nicht, man ist Gast in ihr. Wir Bären haben das verstanden, nun versteh auch du kleines Menschlein dies.“

„Du glaubst mir nicht“, sagte Guido zu mir und starre mich an.

„Ich sehe es. Glaub mir, diese Geschichte ist nicht meiner Fantasie entsprungen. Nach der Ansprache des Bären muss ich bewusstlos geworden und vom Baum gefallen sein. Als ich wieder zu mir kam, blickte ich in die dunklen Augen des schönen Geschöpfs vom Gipfel der Berge. Sie träufelte mir etwas von dem glitzernden Wasser des Sees zwischen die Lippen, ich kann es immer noch fühlen. Es dauerte eine Weile, bis ich gehen konnte, dann schleppte sie mich den Berg hinunter. Nach ein paar Tagen ging es mir besser und ich konnte zurück in die Stadt fahren. Dann dauerte es nicht

mehr lange, bis du und ich uns kennenlernten. Da musste ich zum ersten Mal wieder an den Bären denken: Ich war Gast im Konzern und wollte von allen jenen Respekt, der für dich so selbstverständlich ist. Denn mit den Menschen ist es schließlich auch wie mit den Bären: Ein jeder verteilt seine Weisheiten über sein Reich und am Ende muss er es doch mit allen anderen teilen.“

Da musste ich lachen. Ich hatte noch nie von diesem See, der versteckt hinter einem Berg in den Wäldern lag, gehört. Dabei lebte meine Familie seit Generationen in diesem unendlich schönen Land. Es war dunkel geworden, und durch die geschlossenen Fenster des Wagens war nur noch das gedämpfte Raunen des Motors zu hören. Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen: Es sollte ein Abenteuer werden.

JOHANN SCHÜTT

LEBE DEIN ÄNDERN

Wir unterbrechen Ihr Lesevergnügen für eine kurze Mitteilung:

„Sie! Ja, genau, Sie da, mit diesem Buch in der Hand! Nein, nicht verdutzt umschauen, ich meine schon Sie, das verstehen Sie ganz richtig. Ist ja schon eine feine Sache, so ein Buch, wenn man mal entspannen möchte, nicht wahr? Und so ungefährlich. Die ganze Welt in der Hand. Einsichten, Möglichkeiten, Erfahrungen, alles ohne Risiko für Leib und Leben! Ideal! Und so vernünftig!

Ich sage Ihnen jetzt mal was über die Vernunft: Sie ist die große Schwester der Angst. Sie kann sich distinguiert ausdrücken, wenn sie erklärt, warum gerade etwas wieder nicht schaffbar, nicht machbar, nicht blabla ist. Sie kennen das: ‚Nicht da entlang, da brennt kein Licht‘, ‚Die Chancen dafür stehen denkbar schlecht‘, ‚Aber nur ein ganz kleines Stück, huuu, stopp!‘ und so weiter. Ach ja. Watte-weich. Immergleich. Draußen nur Kännchen.

So geht's natürlich: stets auf den Wegen bleiben, nicht den Rasen betreten. Aber wo wächst denn was? Wo ist das Leben zu finden? Wo wollen Sie hin? Um Antworten auf diese Fragen zu finden, müssen Sie runter vom Trampelpfad. Raus aus der Komfortzone. Richtige Welten auftun. Und dafür braucht es nicht viel, nur einen kleinen ersten Schritt.

Schnappen Sie sich also dieses Buch und lesen Sie es an einem anderen Ort weiter. Kopfüber, wenn's sein muss. Schlagen Sie ruhig die nächste Seite auf. Aber eben überall, nur nicht hier!“

KATHARINA ESMARCH
RUBBER

Es war einmal ein Reifen. Er lag in einem Regal mit vielen anderen Reifen. Er war nicht der allergrößte, aber er gehörte auch nicht zu den kleinsten. Er hatte kein glattes Profil, sondern viele und tiefe Rillen und Furchen. Auf den ersten Blick schien er nicht unbedingt aus den anderen hervorzustechen. Doch eines unterschied ihn von den anderen: Er lag schon eine Weile hier. Und das ganz allein. Die anderen Reifen lagen immer mindestens in Vierergruppen auf- und nebeneinander und unterhielten sich angeregt. Über ihre Träume und Vorstellungen, über das Auto, zu dem sie einmal gehören würden. Was sie alles von der Welt sehen, was sie erleben würden. Denn das wussten sie alle: Sie waren dazu bestimmt, in die große weite Welt hinauszurollten. Manche weiter, andere vielleicht nur um die Ecke. Das Lager, in dem sie warteten, war Teil einer großen Autowerkstatt, die etwas außerhalb der Stadt am Rande eines Vororts lag. Gerade zu bestimmten Zeiten kamen ganz viele Autos in die Werkstatt, bei denen die Reifen gewechselt wurden. Dann konnten sich immer vier Kandidaten aus dem Lager auf eine Reise freuen. In manchen Fällen kamen sie nach einem halben Jahr wieder und wurden im Lager auf ihren angestammten Platz gelegt. Im Frühling waren es die Winterreifen, die dann mit ihren Kollegen Sommerreifen einfach die Plätze tauschten, weil der Besitzer sie in der Werkstatt einlagern ließ. Sie nutzten die Gelegenheit, sich kurz über neue Ereignisse in der Familie, Unfälle, Reparaturen oder Ausflüge auf den neuesten Stand zu bringen – dann verließ das Sommerteam die Werkstatt.

Solche eingelagerten Reifen konnten einiges erzählen von der Welt da draußen. Von den Garagen, in denen sie trocken und warm standen. Von den verschieden guten Fahrbahnen, auf denen sie unterwegs waren. Ob ihr Fahrer vorausschauend fuhr oder ob ihnen ständige Vollbremsungen zu schaffen machten. Wie es in der Stadt war. Welche anderen Reifen sie auf der Straße oder an der Ampel trafen. Was sie von den Gesprächen ihrer Passagiere mitbekamen. Wie die Landschaft aussah. Welches Wetter es gab.

Auch der einsame Reifen lauschte ihren Erzählungen und träumte. Von glattem und glänzendem Asphalt, regelmäßigen Motorenbrummen, wärmenden Sonnenstrahlen. Von der wohltuenden aber auch tückischen Kühle und Nässe der Regentropfen oder dem erfrischenden Bad in einer Pfütze. Von weichem Sand und Waldboden, kitzelnden Kieseln und piksenden Steinchen. Von dunklen und ruhigen Abenden mit drei Gleichgesinnten in der Garage, an denen man sich über die Strapazen und Erlebnisse des Tages austauschte. Er sah lachende Kinder vor sich, die sich am offenen Autofenster die Haare durchwehen ließen. Junge glückliche Paare, die einfach irgendwo anhielten, um ein romantisches Picknick und eine fantastische Aussicht zu genießen.

Doch es gab auch weniger schöne Seiten. Manchmal konnten die Reifen von ihrem Regal aus durch die offene Lagertür einen Blick auf Autos erhaschen, bei denen die alten Reifen gegen neue getauscht wurden. Die alten Gummireifen wurden etwas brachial von ihren Felgen gelöst und lieblos in einen Sammelcontainer geworfen. Bis der Container abgeholt wurde, konnte man sie nachts manchmal daraus rufen hören. Einige jammerten auch vor sich hin, ließen ihr Leben auf der Straße Revue passieren. In solchen Momenten war

es im Reifenlager mucksmäuschenstill.

Den einsamen Reifen befielen dann stets Zweifel: Wollte er wirklich auf große Fahrt gehen, wenn das der Preis dafür war? Lag er nicht ganz gut hier im Lager, wo er den immer neuen Geschichten der anderen lauschen konnte? War eine unbekannte Garage wirklich so viel besser?

Bei Tageslicht sah alles natürlich meist wieder ganz anders aus.

Eines Tages – die Sonne schien zur offenen Werkstatttür herein, die Mechaniker waren bei dem strahlend blauen Himmel gut gelaunt – fuhr ein ungewöhnliches Auto auf den Hof. Es sah aus wie eines von diesen sportlichen Modeautos, die für die Stadt stets etwas überdimensioniert schienen. Die einer gewöhnlichen Limousine aber aufgrund ihrer ungewöhnlichen Optik und Erscheinung meist die Show stahlen. Die Reifen im Lager wurden unruhig. So ein Auto hatte noch keiner von ihnen gesehen. Ein neues Modell? Offensichtlich. Aber wegen des Gegenlichts konnten sie vom Regal aus die Automarke nicht erkennen. Zwei Reifensets neben der Tür unterhielten sich aufgereggt: Reifen von ihrem Typ waren oft die erste Wahl, wenn es darum ging, einen solchen SUV zu bestücken. Aber bei diesem Auto waren sie unsicher: Es sah neu aus, zudem war der Frühling weit fortgeschritten. Ein regulärer Reifenwechsel kam also kaum infrage. Vermutlich doch eine Reparatur oder schlicht ein erster Service für den Wagen.

Der einsame Reifen konnte von seinem etwas staubigen Platz sehr weit oben im Regal den Wagen ganz gut erkennen. War es doch ein Geländewagen? Die Reifen sahen größer aus als bei normalen Stadtautos – Allrad in jedem Fall. Die Front wirkte beeindruckend,

fast etwas einschüchternd. Als könnte man damit überall hinfahren. Wenn man denn wollte. Der einsame Reifen seufzte. Er war zwar noch nicht alt, fand er, hatte vielleicht insgesamt drei Reifenwechsel mitgemacht – doch damit gehörte er bereits zum alten Eisen. Zumindest war das die Einschätzung der Dauermieter im Lager, für die er wegen seiner besonderen Position immer schon ein Außenseiter war. Und weil er der Einzige seiner Art zu sein schien.

Jetzt kam Leben ins Regal. Der Besitzer des ungewöhnlichen Wagens, ein Mann um die Vierzig, mit Jeans, modischen Sportschuhen (von Schuhen verstanden die Reifen etwas), leichtem Pullover und einer coolen Sonnenbrille, unterhielt sich gerade mit dem Werkstattleiter. Er deutete auf den hinteren linken Reifen. Die beiden Männer beugten sich gemeinsam hinunter, um einen genaueren Blick auf das Rad zu werfen. Der einsame Reifen wurde ganz hibbelig. Keiner der anderen Reifen hatte darauf geachtet – aber stand der Wagen nicht etwas schief und war er nicht zuvor sogar ein wenig holperig auf den Hof gefahren? Sollte es sich gar ... um eine Reifenpanne handeln? Er wagte kaum, den Gedanken auszusprechen, doch jetzt wurde auch in den unteren Reihen über diese Möglichkeit spekuliert.

Generell kamen Reifenpannen bei ihnen in der Werkstatt nicht so häufig vor. Und wenn, wurden die Autos meist mithilfe von Abschleppwagen auf den Hof gefahren und der betroffene Reifen wurde schnell getauscht. Eine traurige Angelegenheit. Besonders, wenn die Reifen wie nach einem Unfall sehr mitgenommen aussahen oder zerfetzt waren. Kein schöner Anblick. Der einsame Reifen

schüttelte diese Bilder von sich ab und verfolgte weiter das Geschehen draußen.

Ein kurzes Bellen lenkte die Aufmerksamkeit der beiden Männer auf sich. Einige Reifen ließen ein „Oh!“ vernehmen, als sie im Sonnenlicht hinter der hinteren Rückbank eine Bewegung ausmachten. Sie hatten schlechte Erfahrungen mit Hunden gemacht. Wenn die Tiere jung waren, sahen sie Gummireifen häufig als Herausforderung für ihre Zähne – später nutzten sie sie, um ihr Revier zu markieren. Den einsamen Reifen störten Hunde nicht. Die wenigen Male, die ein Hund seinen Weg in die Werkstatt gefunden hatte – meist Hunde, die im Auto unruhig wurden – hatte der einsame Reifen sich an ihrer Neugier erfreut. Und ihre Fähigkeit bewundert, den meisten der Mitarbeiter ein Lächeln aufs Gesicht zu zaubern.

Der Mann mit der Sonnenbrille öffnete den Kofferraum, tätschelte den Hund kurz und sprach beruhigend auf ihn ein. Der Werkstattbesitzer warf einen Blick in den Kofferraum, streichelte das Tier und nickte. Der Mann ließ den Hund herausspringen und eine Runde im Hof drehen, während die Männer wieder über den Reifen bzw. das Auto sprachen.

Der Hund lief suchend und schwanzwedelnd auf dem Hof hin und her. Schließlich kam er, mit der Nase auf dem Boden, in die Werkstatt – das machten fast alle Hunde. Anscheinend fanden sie neue Gerüche immer aufregend und hier in der Werkstatt roch es stets nach allem Möglichen. Zumindest war das die Erklärung der anderen Reifen, die schon etwas von der Welt gesehen hatten. Der Hund kam näher, auf das Reifenlager zu. Sein Besitzer rief ihn und folgte

ihm mit dem Werkstattleiter nach drinnen. „Ihr Hund hat einen guten Riecher“, meinte der Werkstattleiter beim Näherkommen. „Da lagern unsere Reifen. Werfen wir gleich mal einen Blick darauf.“ Erneut machte sich Unruhe im Regal breit. Der Hund, ein braun-weißes Tier mit buschigem Schwanz und großen braunen Augen, hatte sich inzwischen schwanzwedelnd vor dem Regal aufgebaut und bellte.

Der einsame Reifen konnte von seinem Platz weit oben im Regal direkt auf ihn hinuntersehen und in seine großen Hundeäugen blicken. Ein Anblick, der ihn für einige Sekunden alles andere vergessen ließ. Bis es auf einmal still unter den Reifen wurde. Der Werkstattleiter stand in der Türöffnung, direkt hinter ihm der Autositzer, der seine Sonnenbrille inzwischen in die Haare geschoben hatte. „Da sind wir schon“, meinte der Werkstattleiter. „Und wenn Sie Glück haben, kann ich Ihnen mit Ihrem außergewöhnlichen Prachtstück da draußen sogar weiterhelfen.“ „Das wäre natürlich klasse“, meinte der Mann und zog seinen Hund am Halsband vom Regal weg. „Man fühlt sich zwar wie in einem richtigen Geländewagen, aber da bin ich wohl etwas übers Ziel hinausgeschossen. Mit dem Platten komme ich jedenfalls nicht weiter.“

Dem einsamen Reifen stockte der Atem, wenn das bei einem Reifen denn überhaupt möglich war. Doch eine Reifenpanne? Der Werkstattleiter ließ seinen Blick prüfend über das Regal schweifen, drehte ein paar Reifen, wandte sich dann wieder anderen zu. „Ich war mir sicher, ich hätte noch einen von diesen Allrad ...“ murmelte er vor sich hin und blickte von unten nach oben. Schließlich blieb sein Blick an dem einsamen Reifen hängen. „Ha! Hab ich's mir doch gedacht! Da liegt noch einer!“ Er kramte eine kleine Trittleiter

hervor, stieg hinauf und hob den einsamen Reifen vom Regal. Dieser spürte, wie ihn die kräftigen Arme vom Regal hoben, er spürte den Luftzug und die erstaunten Blicke der anderen Reifen auf sich.

„Nicht mehr der Allerjüngste“, meinte der Werkstattleiter zu dem Mann und klopfte den Staub vom Reifen. „Aber noch top in Schuss!“ – „Klasse! Sieht fast genau so aus wie meine jetzigen!“, rief der Mann begeistert und strich über das Profil des Gummis. Der einsame Reifen wusste nicht, wie ihm geschah – das kitzelte fast ein wenig! „Was meinst du, Bob?“, fragte der Mann seinen Hund. Der wedelte mit dem Schwanz, schnüffelte am Reifen und leckte ihn ab. Der Reifen hätte am liebsten laut gelacht, wenn er denn gekonnt hätte. Sollte er wirklich so ein Glück haben? Auf seine große Reise gehen?

„Na, da scheinen sich ja zwei gefunden zu haben“, meinte der Werkstattleiter und trug den einsamen Reifen nach draußen. „Ist auf jeden Fall gekauft“, meinte Bobs Besitzer hinter ihm. Der einsame Reifen fühlte sich gar nicht mehr so einsam, sondern verwirrt. Glücklich und aufgeregt. So aufgeregt, dass er sich gar nicht mehr von den anderen Reifen im Lager verabschiedet hatte. Aber das war jetzt auch nicht mehr so wichtig.

Auf einer Werkbank abgelegt sah er, wie der schicke Wagen in die Garage gerollt wurde und sich der Werkstattleiter mangels anderer Kundschaft persönlich an dem Hinterreifen zu schaffen machte. Der einsame Reifen versuchte nicht hinzuschauen, als sein schlapper Vorgänger in einem anderen Teil der Werkstatt von der Felge gelöst und in den Container geworfen wurde. Was, wenn auch ihn bald so ein Schicksal ereilte? Immerhin wusste er nichts über die Fahrkünste von Bobs Besitzer und ob dieser öfter solche wilden Ausfahrten mit

seinem Traumauto wagte. Aber für Zweifel war jetzt keine Zeit mehr. Schnell hatte ihn der Werkstattleiter gepackt und er spürte ein kräftiges Ziehen, als er mithilfe einer Maschine auf die Felge seines Vorgängers gespannt wurde. Eine völlig neue Stabilität, ein ganz anderes Lebensgefühl.

„So, schon kann's losgehen“, meinte der Werkstattleiter gut gelaunt, das fertige Rad unter dem Arm. „Passt wie angegossen.“ – „Toll!“, Bobs Besitzer strahlte, Bob selbst wedelte mit dem Schwanz. Der Reifen sah die beiden kurz auf dem Kopf stehen, dann war er Bob auf einmal ganz nah und fast auf Augenhöhe. Der Werkstattleiter schraubte ihn ans Auto. Als der Wagenheber abgesenkt wurde, spürte er einen wohligen Druck in sich, der aber gut auszuhalten war. An einer Seite konnte er die Fugen im Fliesenboden der Werkstatt spüren. Allerdings nur ein bisschen. Anscheinend hatte man ihn auch gleich richtig aufgepumpt. „Jetzt geht es endlich los! Raus in die große weite Welt“, jubelte er innerlich.

Er sah, wie sich Bobs Besitzer und der Werkstattleiter entfernten. Vermutlich, um „den Papierkram zu erledigen“, wie der Werkstattleiter sich immer auszudrücken pflegte, wenn er die Kunden in sein Büro einlud. Bob blieb erwartungsvoll vor dem Auto sitzen. Der Reifen sah ihn an: Würde er ihn jetzt anpinkeln oder zum Test in ihn reinbeißen, wie er es von den anderen im Lager gehört hatte? Gespannt wartete er. Bob blickte ihn an, drehte den Kopf von rechts nach links und schnüffelte an ihm. Seine feuchte Nase kitzelte und auch seine raue Zunge, als er ihn einmal abschleckte. Der Reifen war erleichtert. Das Kitzeln störte ihn wenig. Anscheinend schien das Bobs Art einer Begrüßung zu sein.

Die beiden Männer kamen zurück zum Auto. „Wirklich ein toller NISSAN, den Sie da haben“, meinte der Werkstattleiter. „Komfortables Stadtauto mit viel Stauraum – aber auch gemacht für abseits der Straße. Zumindest, solange Sie es nicht übertreiben oder die Ausflüge keine sichtbaren Spuren hinterlassen“, fügte er mit einem Grinsen hinzu. „Ich werd's mir merken“, meinte der Fahrer des NISSAN lachend. „Aber mit dem Neuzugang mache ich mir da keine Sorgen“, ergänzte er und ließ Bob wieder in den Kofferraum springen. Er schüttelte dem Werkstattleiter die Hand und bedankte sich für die schnelle Hilfe. „Einen schönen Tag noch!“, rief dieser ihnen hinterher, als Bobs Besitzer den Motor anwarf und langsam vom Hof rollte.

Der Reifen konnte sein Glück kaum fassen. Die ersten paar Umdrehungen war es ungewohnt, dass die Dinge immer wieder kopfständen, sich seine Form immer wieder veränderte und er laufend neue Untergründe – mal einen Kanaldeckel, mal Steine oder etwas Glattes – spürte. Aber sobald sie auf die Straße bogen und der Wagen schneller wurde, genoss der Reifen die massageartige Wirkung des glatten und trockenen Asphalt unter sich. Endlich unterwegs! Er sah die Welt immer rascher an sich vorbeiziehen: Haus an Haus, Menschen mit Anzügen und Aktentaschen, Mütter mit Kindern, Jugendliche mit Taschen in allen Farben und Formen. Ältere Menschen mit Hüten, Stöcken und kleinen Miniautos, die sie vor sich herschoben. Solch kleine Reifen hatte er noch nie gesehen! Auf einmal hörte er undeutliche Stimmen, die ihm etwas zuriefen. Dieselbe Tonlage, nur unterschiedlich hoch – seine drei Mitstreiter? „Willkommen an Bord“, meinte sein Kollege vorne rechts. „Du bist

schon etwas älter? Sieht man dir aber gar nicht an.“ Sein Achsenkollege von hinten rechts rief: „Dann sind wir jetzt 'ne gemischte Truppe, aber das kann nicht schaden. Dieses Auto hier ist sehr vielseitig unterwegs, wie du dir sicher schon gedacht hast. Mark, der Fahrer, hat heute ausnahmsweise frei und Bob mit auf einen Ausflug genommen. Seiner Freundin hat er davon nichts erzählt, sonst wären wir wahrscheinlich in der Stadt unterwegs. Aber ein bisschen Abwechslung ist klasse!“ – „Wenn man nicht solche Opfer bringen müsste“, fiel der rechte Vorderreifen in die Unterhaltung ein. „Nummer drei hatte echt blöd einen Stein erwischt und muss jetzt dafür büßen.“

Einige Augenblicke lang war es ganz still.

„Es tut mir wirklich leid um euren Teamkollegen“, meinte der einsame Reifen vorsichtig. „Trotzdem danke, dass ihr mich so nett in die Runde aufnehmt.“ – „Klar!“, rauschte es von rechts vorne. „Aber jetzt fahr dich lieber schnell warm. Mark hat noch etwas Zeit, bis er wieder in der Stadt sein muss, und kommt sicher nochmal vom Weg ab.“ „Vom Weg ab?“, fragte der einsame Reifen. Doch da sie inzwischen das Ortsschild hinter sich gelassen hatten und noch schneller fuhren, erhielt er keine Antwort mehr. Stattdessen konzentrierte er sich auf die vorbeiziehende Landschaft.

Die Häuser standen jetzt in größeren Abständen voneinander und wurden immer größer. Er konnte hier und da Hunde erkennen – oder zumindest Vierbeiner, die ihn auf den ersten Blick an Hunde erinnerten. Auch einen riesigen grünen Geländewagen mit hochgebockter Fahrerkabine entdeckte er im Vorbeirauschen. Solche riesigen Reifen waren ihm in seinem ganzen Leben noch nicht untergekommen! Die Landschaft wurde hügeliger und er spürte das wechselnde Gewicht

des Wagens beim Auf und Ab. Plötzlich wurden sie langsamer. Mark bog auf eine unbefestigte Straße ein, einen Forstweg, wie der Reifen auf einem kleinen Schild lesen konnte. Auf dem ersten Kilometer spürte er die weiche und feuchte Erde unter sich, Bäume säumten rechts und links den Weg. Dann öffnete sich die Landschaft wieder, erste Schlaglöcher tauchten auf. Mark gab Gas, der Reifen spürte das Ploppen der Steine, die ihn kurz stachen und dann in hohem Bogen zur Seite flogen. Doch das Stechen war nicht schlimm und es machte dem jetzt nicht mehr einsamen Reifen viel Spaß, die Steine in alle Richtungen fliegen zu lassen.

Der NISSAN bahnte sich weiter seinen Weg durch die Landschaft. Felder, Böschungen und kleine Bäche zogen vorbei. „Achtung, da vorne wird's heftig, wir springen!“, schallte es auf einmal vom rechten Vorderreifen. Springen? Drohte hier bereits das Ende seiner Reise? Der einsame Reifen versuchte, von hinten einen Blick auf den Weg zu werfen. Sie nahmen Fahrt auf, es ging steil bergab. In der Ferne konnte er eine kleine Hügelkuppe ausmachen, die schnell näher kam und von ein paar Schlaglöchern durchsetzt war.

Der Reifen nahm sich zusammen, spannte sich an. Er dachte an den strahlend blauen Himmel mit den kleinen weißen Tupfern, die hell-gelb strahlende Sonne und das frische Grün des Waldes – Farben und Eindrücke, die ihm keiner mehr nehmen konnte. Er ließ die vielen Tage im Lager der Werkstatt mit seinen Kollegen Revue passieren, ihre tagelangen Gespräche und Träumereien. Er spürte, wie sich die Schnauze des NISSAN leicht nach oben hob, spürte, wie sich das Gewicht des Wagens auf die Hinterachse verlagerte. Er hörte die anderen Reifen ein lautes „Aaaahhh“ rufen, hörte, wie

er selbst in den Chor mit einstimmte. Dann begann der Wagen zu schweben, der Reifen verlor die Bodenhaftung. Kurz drehte sich die Landschaft noch, dann schienen sie zu fliegen. Der Druck in ihm löste sich, er fühlte sich völlig frei. Der Fahrtwind strich ihm über das Profil, knapp unter sich konnte er für den Bruchteil einer Sekunde die einzelnen Steine erkennen. Dann spürte er den harten Schlag des Aufpralls, der alle Luft aus ihm zu pressen schien. Ein lauter Knall folgte.

ROLAND VANONI
DER GOLDENE WEG



„Diese verdammten Ampeln.“ Roy Sobolla bremste. Seit sieben Jahren nahm er immer den gleichen Weg zur Arbeit. Seit sieben Jahren Stillstand. Und in seiner Bank kam er auch nur im Schnecken-tempo voran. Genau wie hier auf der Straße. Es waren 15 Kilometer von seinem Reihenhaus in einem gutbürgerlichen Außenbezirk bis zur Innenstadt.

Roy war als Investmentbanker Spezialist für Charttechnik. Sein Spezialgebiet war die Interpretation von Fibonacci-Folgen in Aktien-verläufen. Erst letzte Woche hatte er beim MDAX frühzeitig ein

62er-Fibonacci-Retacement vorausgesagt und seiner Bank einen ordentlichen Gewinn beschert.

„Man muss sich eben nur an den magischen Zahlen des alten Meisters orientieren, dann kann nix schiefgehen“, wusste Roy schon in frühen Jahren.

Leonardo Fibonacci hatte im 12. Jahrhundert entdeckt, dass es so etwas wie einen göttlichen Zahlencode gibt, dem fast alle Muster in der Natur zugrunde liegen.

In der Fibonacci-Folge ergibt die Summe zweier aufeinander folgender Fibonacci-Zahlen, angefangen mit 1 und 1 (bzw. vorab 0 und 1), jeweils die nächste Fibonacci-Zahl. Diese Addition kann man bis ins Unendliche fortsetzen.

$$\begin{aligned}0 + 1 &= 1 \\1 + 1 &= 2 \\1 + 2 &= 3 \\2 + 3 &= 5 \\3 + 5 &= 8 \\5 + 8 &= 13 \\8 + 13 &= 21 \\&\text{usw.}\end{aligned}$$

Roy entdeckte diese magischen Zahlenreihen zum ersten Mal als 13-jähriger Junge in einer Ananasschale. Er war fasziniert von dem regelmäßigen sechseckigen Spiralmuster dieser großen, saftigen Frucht. Wie konnte die Natur nur ohne fremde Hilfe ein so kompliziertes und gleichzeitig harmonisches Muster bilden?

Eine Orangen- oder Bananenschale war einfach nur Verpackung. Ein einheitliches, glatt durchlaufendes Material aus einem Stück. Aber diese perfekt aufeinander abgestimmten, braunen, spiralförmigen Bögen konnte er sich einfach nicht erklären. Er stellte bei seinen Untersuchungen fest, dass es drei verschiedene Spiralen gab. Eine aus acht Zapfen, eine andere aus 13 und eine dritte aus 21. Und das war bei jeder Ananas so, die seine Mutter frisch vom Markt mit nach Hause schleppte: 8 – 13 – 21.

Mit 13 Jahren stürzte er sich auf diese Zahlen wie andere Kinder auf Gummibärchen.

Später stellte er fest, dass auch das Harmonieempfinden des Menschen diesem göttlichen Prinzip unterliegt. So ist der goldene Schnitt in Kunst und Architektur ebenfalls auf Fibonacci-Folgen zurückzuführen.

Die Geheimnisse der Fibonacci-Zahlen ließen Roy nicht mehr los. Das führte teilweise zu skurrilen Situationen. So fühlte er sich bald in Gruppen, die keine Fibonacci-Zahl darstellten, automatisch unwohl. Als Teenager weigerte er sich, mit seinen Freunden zu viert auszugehen. Eine Gruppe konnte nur harmonisch sein und nur echten Spaß haben, wenn sie aus zwei, drei, fünf oder acht Leuten bestand. Auch in seinem Wagen, einem NISSAN X-TRAIL, durften nur im äußersten Notfall vier Personen sitzen. Roy sorgte fast immer dafür, dass es wie von der Natur vorgegeben drei, fünf oder acht Personen waren, die es sich in seinem Auto bequem machen. Nicht zuletzt deshalb musste es auch unbedingt ein SUV mit dem besten Platzangebot seiner Klasse sein.

Sein NISSAN hatte offiziell Platz für sieben Personen, aber Roy

hatte immer einen großen Teddybären im Kofferraum, der je nach Gruppenstruktur als fünfter oder achter Mitfahrer mit auf die Rückbank musste. Seine zwei Kinder Leo und Lea, die inzwischen fünf und acht Jahre waren, hatten sich daran gewöhnt, dass zwischen ihnen hinten auf der Rückbank oft ein riesiger Teddybär saß. Die Harmoniegesetze des alten Fibonacci mussten schließlich vor allem bei Familienausflügen strengstens beachtet werden.

Natürlich konnte sich Roy auch bei der Partnerwahl auf die Hilfe von Fibonacci verlassen. Roy war gerade 21, als einer seiner besten Freunde seinen Geburtstag bei ihrem Lieblingsitaliener feierte. Zum Verdruss von Roy reservierte sein Kumpel aber einen Tisch für vier Personen.

„Könnten wir bitte den Nachbartisch und unseren zusammenstellen?“, bat Roy den Kellner.

„Aber der Nachbartisch ist doch schon besetzt“, antwortete der Kellner kopfschüttelnd.

Am besagten Nachbartisch saß ein älteres Ehepaar mit zwei Kindern im Teenageralter. Ein etwa 17-jähriger Junge namens Ben und seine etwas ältere, sehr attraktive Schwester Bea.

Natürlich lehnten die Eltern die Bitte zunächst höflich, aber bestimmt ab. Doch Roy und Fibonacci überzeugten die sichtlich überraschte Familie relativ schnell, dass sich ein halbwegs gelungener Abend niemals in einer Viererkonstellation einstellen würde. Und nur gemeinsam hätte man die Chance, als Achterformation ein göttliches Muster für eine harmonische Feier zu bilden.

An diesem Abend lernte Roy seine zukünftigen Schwiegereltern kennen – und seine zukünftige Frau.

Die Ampel schaltete endlich auf Grün. Langsam und träge wie ein satt gefressenes Reptil bewegte sich die lange Autoschlange vor ihm ein Stück voran. Roy quälte sich weiter Richtung Büro. Er musste endlich raus aus diesem Stau. Es fühlte sich so an, als blockierte dieser Stau sein ganzes Leben.

Er rechnete nach. Zur Arbeit waren es exakt 15 Kilometer, für die er meist zwischen 45 und 60 Minuten brauchte. Könnte er seinen Arbeitsweg auch in weniger Kilometern schaffen? Gibt es eine Abkürzung? Gibt es einen schnelleren Weg?

Roy bremste. Wieder Rot. Zwei oder drei Fahrzeuge schafften es über die Ampel, bevor der Schwanz dieser kriechenden Riesenechse überhaupt in Bewegung kam. „Okay. Nutzen wir diese Zeit zum Überlegen, lasset uns rechnen.“ Roy atmete tief durch, um seinem Hirn ein bisschen mehr Sauerstoff zum Entspannen zu geben.

„Die Strecke hier über die B 1 ist die kürzeste und direkteste. Das sind 15 Kilometer. Eine kürzere Verbindung können wir definitiv ausschließen. Die nächste Fibonacci-Zahl ist die 21.

Soll ich etwa sechs Kilometer mehr fahren, nur um auf 21 Kilometer zu kommen? Beim Finanzamt wird das sicherlich keinen Eindruck machen?“ Roy grinste. „Vielleicht ist der längere Weg aber doch der bessere?“

Ein genialer Gedanke reifte in ihm heran. Er war noch unscharf und nicht ganz da, aber Roy spürte, wie der Gedanke sich langsam formte und zu einem immer dichteren Bild fügte.

Seine Füße wippten nervös auf den Pedalen. „Ich muss den Arbeitsweg unterteilen. In eine Minor- und eine Major-Strecke. Bei

21 Kilometern wären das acht und 13. Und damit hätte ich den perfekten Arbeitsweg: DEN GOLDENEN WEG.“

Roy schaute durch das Panoramadach. In diesem Augenblick schob sich die Sonne durch die Wolken und ein paar Strahlen fielen in den Fahrerraum. Er schaute auf die Uhr: Es war 8:13 Uhr.

Nutzen wir die Zeit, in der Roy im Stau steht, und machen kurz einen Ausflug in die Symmetrielehre. Die besagt nämlich, dass die göttliche Proportion, auch „proportio divina“ genannt, immer dann hergestellt ist, wenn sich der kleinere Teil zum größeren genauso verhält wie der größere Teil zum Ganzen. Für Roys neuen goldenen Arbeitsweg hieß diese Formel ganz einfach: das Verhältnis von 8 : 13 ist gleich dem von 13 : 21

Roy zappelte aufgeregten hinter seinem Lenkrad hin und her. Er schaltete das Navi ein. „Zeig doch mal, was du drauf hast!“ Es dauerte nicht lange, bis Roy einen Weg fand, der sich auf einer Länge von 21 Kilometern in diese zwei unterschiedlichen Abschnitte teilen ließ.

Der erste Abschnitt über 13 Kilometer führte von ihm zu Hause raus aus der Stadt durch ein Waldgebiet, um dann von der östlichen Stadtgrenze auf die Umgehungsstraße zu gelangen, die exakt acht Kilometer direkt in die Stadtmitte und damit zu seiner Bank führte. Sein goldener Weg bestand also ab jetzt aus 13 Kilometern Spaß und acht Kilometern Pflicht.

Roy konnte es nicht abwarten, diesen neuen Weg in seinem Leben zu beschreiten. Er fuhr die nächste Abfahrt rechts raus.

Schnell entfernte er sich von der Hauptverkehrsader. Er atmete befreit durch und näherte sich dem Waldgebiet, das er zukünftig zu seinem täglichen Ausflugsort machen wollte. Die Straße führte durch einen typisch mitteleuropäischen Mischwald an einem See vorbei. Er fuhr einen kleinen Feldweg hinunter zum Ufer. Endlich nutzte er mal seinen Allradantrieb, um im sandigen Gelände bis dicht ans Wasser zu gelangen.

Roy stieg aus, setzte sich in den Sand und schaute entspannt auf den ruhigen Waldsee. Plötzlich schoss ein großer brauner Labrador an ihm vorbei und sprang ins Wasser. Kurze Zeit später tauchte auch schon sein atemloses Herrchen auf. Überhaupt nicht amüsiert, kommandierte er seinen Hund in einem herrischen Ton, den Roy sofort erkannte: „Komm raus, Bobby. Aus dem Wasser. SOFORT. Bobby, RAUS!“ Bobby gefiel das morgendliche Bad aber anscheinend. Er schien keinen Gedanken daran zu verschwenden, diese Erfrischung auf Wunsch eines einzelnen Herrn abzubrechen. Auch, wenn dieser der Vorstandsvorsitzende einer internationalen Investmentbank war. Der Befehlston ging schließlich über in ein flehentliches Bitten. Aber Bobby schwamm seinem Instinkt folgend weiter hinaus bis zur Mitte des Sees, wo ein Entenpärchen eine lohnende Jagdbeute zu sein versprach. Roy stand auf und drehte sich zu seinem Chef: „Herr Dr. Fritsch, darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten?“ Erst jetzt bemerkte Dr. Fritsch den anderen morgendlichen Gast am See. „Äh, Herr Sobolla? Was machen Sie denn hier? Haben Sie heute Ihren freien Tag?“

„Ich erkläre Ihnen das später, aber jetzt sollten wir erst mal Ihrem Hund ein neues Jagdobjekt bieten, damit er auf andere Gedanken kommt.“

Roy holte seinen großen Teddybären vom Rücksitz.

„Hier, fangen Sie!“ Dr. Fritsch fing den Teddy leicht irritiert.

„Und jetzt werfen Sie ihn zurück ... Okay. Jetzt zweimal hin und her.“ Roy pfiff laut und Bobby sah, wie ein großes Tier auf sein Herrchen zuflog.

„Und noch dreimal ... jetzt fünfmal hin und her. Halten Sie sich einfach an den Rhythmus.“ Bobby verlor augenblicklich sein Interesse an Geflügel. Sofort machte er bellend kehrt. Nur wenige Augenblicke später war Bobby wieder an Land, schnappte sich den Teddy und zerlegte ihn freudig in seine Einzelteile.

„Danke, Herr Sobolla. Ohne Ihre Hilfe hätte ich heute mein erstes Meeting verpasst.“ Um keine weitere Zeit zu verlieren, fuhr Roy seinen Chef zurück zu dessen Haus am anderen Ende des Sees.

„Was machen Sie eigentlich um diese Zeit hier?“, fragte Dr. Fritsch neugierig. Roy erzählte ihm von seiner Eingebung und davon, dass sie sich nur dank Fibonacci getroffen hatten.

Dr. Fritsch bemühte sich, anerkennend zu nicken. Er wusste nicht genau, was er von diesem Roy Sobolla und seinen Methoden halten sollte. Wahrscheinlich wäre Bobby auch ohne den Fibonacci-Rhythmus des fliegenden Bären aus dem Wasser gekommen, aber wer weiß das schon so genau? Später im Büro wollte er sich unbedingt näher mit den technischen Interpretationen und den Erfolgsquoten dieses schrägen Mitarbeiters beschäftigen.

An diesem Tag erschien Roy etwas später an seinem Arbeitsplatz. Wie immer parkte er seinen SUV auf seinem Stellplatz in der Tiefgarage. Sein Auto war ziemlich verdreckt. Der Wagen von Dr.

Fritsch stand blank geputzt auch schon auf seinem Stamtplatz. Roy stieg gut gelaunt aus seinem Wagen. Gleichzeitig hatte er etwas erhaben Lässiges in seiner Mimik.

„Herr Dr. Fritsch wartet schon!“, raunte ihm sein Kollege Hochstätter zu und fügte mit einem fast bedrohlichen Unterton hinzu: „Es geht um die Interpretation Ihrer letzten Kurszeitreihen ...“

Roy lächelte wissend und goss sich noch einen Becher Kaffee ein. Dann schritt er zu seinem Arbeitsmeeting. Dr. Fritsch kam gleich zur Sache und wendete sich direkt an Roy: „Ich habe mir Ihre Chartanalysen angesehen. Nicht schlecht, Ihre Trefferquote. Aber noch zu unregelmäßig, um daraus ein robustes Indikatoren-System für unsere Bank zu gestalten.“ Roy erwiderte den prüfenden Blick des Vorstandsvorsitzenden: „Herr Dr. Fritsch, es ist ganz einfach. Wir brauchen größere Abstände. Wir brauchen längere Zeitreihen. Der längere Weg ist oft der erkenntnisreichere.“

Dr. Fritsch ahnte, worauf Roy hinauswollte. Der fuhr fort: „Wir brauchen ganz einfach die Kurszeitreihen aller DAX-Unternehmen sowie der Indexe aus den letzten acht Jahren!“ Dr. Fritsch rief ungläubig: „Acht Jahre? Wissen Sie, was das für ein Aufwand ist? Sie sind doch total verrückt!“

„Nein. Ich bin nicht verrückt. Ich bin 34. Ein verdammt gutes Alter, um über sich hinauszuwachsen. Geben Sie mir die Daten und ich werde Sie ganz sicher nicht enttäuschen.“ Dr. Fritsch war beeindruckt von dem Selbstbewusstsein und dem unerschütterlichen Glauben des jungen Mannes an seine Theorie. Und er hatte den morgendlichen Praxistest noch gut vor Augen.

„Okay. Warum nicht. Ich gebe Ihnen sechs Monate. Erstellen Sie mithilfe Ihres Fibonacci ein Kurszielbestimmungsprogramm, auf das Verlass ist.“

Roy nickte zufrieden: „Danke. Nur eine kleine Anmerkung: Fünf Monate wären mir lieber ...“

Dr. Fritsch runzelte die Stirn und zog die Augenbrauen hoch: „Natürlich, gerne auch fünf Monate ...“

Roy war zufrieden. „Ich weiß, dass ich mich auf den Alten verlassen kann.“

Dr. Fritsch war entrüstet. „Wie nennen Sie mich?“

„Ich meinte nicht Sie, ich meinte Leonardo ... Leonardo Fibonacci.“ Ein Jahr später sollte sich der Vorstand von vier auf fünf Mitglieder vergrößern. Das neue Vorstandsmitglied Roy Sobolla durfte einen neuen, standesgemäßen Firmenwagen beantragen. Er lehnte dankend ab. Er liebte diesen Wagen mit den sieben oder besser gesagt acht Plätzen.

DER ANSTANDSWAGEN



Es war schon dunkel, als Mike mit dem Autoschlüssel und einem Picknickkorb an seinen schlafenden Eltern vorbeischlich. Sie hatten noch auf dem Sofa einen Krimi geguckt, der wohl nicht gehalten hatte, was er versprochen hatte. Seine Mutter schnarchte leise (was sie niemals zugeben würde) mit seinem Vater zusammen im Chor (was er schulterzuckend hinnehmen würde). Die bleierne Hitze des Nachmittages war einer angenehmen Kühle gewichen. Auch im Auto ließ es sich problemlos aushalten, man klebte nicht an den Sitzen.

Leise zog Mike die Autotür zu und startete vorsichtig den Motor. Als sich im Haus nichts tat, fuhr er langsam vom Hof. Erst als er um die nächste Ecke gebogen war, traute er sich das Licht anzuschalten und Gas zu geben.

Vor einem großen Einfamilienhaus blieb er kurz darauf stehen und wartete. Ein paar Minuten vergingen. Er schaute auf sein Handy. Nichts. Was sollte er tun? Steine ans Fenster werfen wie im Film? Doch da öffnete sich die Haustür einen Spalt weit und ein kleiner Schatten huschte hindurch. Kurze Zeit später saß Anna auf dem Beifahrersitz. Ihre Wangen waren leicht gerötet (war es die Aufregung oder nur Rouge?), und sie hatte Lippenstift aufgetragen.

„Sorry, mein Vater war noch auf dem Klo.“

„Kein Ding.“ Er beugte sich zu ihr rüber und küsste sie. „Hauptsache, du hast es geschafft.“

„Wenn mein Vater davon erfahren würde, gäbe es riesigen Ärger.“ Doch anstatt besorgt zu wirken, strahlte sie eine ansteckende Aufgeregtheit aus. Sie musterte das Auto, fuhr mit den Finger über die Konsole und lehnte sich in den Sitz zurück.

„Ich weiß, es ist kein Ferrari, aber er ist perfekt für das, was wir vorhaben.“

„Was denn?“

„Lass dich überraschen.“ Mike startete den Motor und fuhr die leeren Straßen entlang. Als sie den Strand erreichten, gab er Gas und ließ die Fenster herunter. Der Wind zerzauste Annas Haar. Sie lehnte sich zur Seite und bewegte ihre Hand wellenförmig im Wind.

Mike nahm unterdessen einen Holperweg zu einem Hügel und parkte oben mitten auf dem Rasen.

„Aussteigen, Mademoiselle!“ Er eilte um das Auto herum, öffnete die Beifahrertür und bot Anna seine Hand an.

„Sehr aufmerksam, Monsieur.“ Sie lachte, nahm die dargebotene Hand, stieg aus und kreischte belustigt auf, als er sie in den Arm nahm und ein paar Mal im Kreis herumwirbelte. Dann setzte er sie vorsichtig ab.

„Nicht wegrennen.“ Mike öffnete den Kofferraum, klappte die hinteren Sitze nach vorne, breitete eine Decke aus und zauberte ein paar Snacks und etwas zu trinken hervor. „Voilà.“

Glücklich grinsend setzten sich die beiden auf den Rand des Kofferraums. Sie hielten Händchen und fütterten sich gegenseitig. Es war das höchste Maß an Kitsch und sie hatten großen Spaß daran.

Später lagen sie Schulter an Schulter nebeneinander im Wagen und sahen in den Himmel.

„Das war der kitschigste Abend, den ich je hatte. Sogar mit Sternenhimmel.“

„Habe ich nur für dich bestellt. Guck, das da oben ist der Große Wagen.“

„Wirklich?“

„Nein, ich hab keine Ahnung von Sternbildern.“ Er lachte und zuckte zusammen, als sie ihm spielerisch in die Seite zwickte.

„Weißt du, manchmal denke ich, wir sind wie Romeo und Julia.“

„Hoffentlich nicht, ich habe nicht vor, schon so bald abzutreten. Außerdem mag meine Mutter dich.“

„Na gut, dann wie Bonnie und Clyde.“

„Die sind zum Schluss erschossen worden.“

„Klugscheißer.“ Sie schwieg für eine Weile. „Wirst du mich auch lieben, wenn ich alt und faltig bin?“

„Nein, dann such ich mir ein neues junges Ding.“

„Och, Mike, jetzt mal im Ernst.“ Sie drehte sich auf den Bauch und sah ihn an. „Wirst du?“

„Wenn wir dann immer noch zusammen sind, wird mich auch keine Falte von dir fernhalten.“

„Das reicht mir erstmal.“

Sie packten alle Sachen ein und machten sich wieder auf den Weg zurück.

Doch als sie an Annas Haus ankamen, erwartete sie eine böse Überraschung.

„Anna!“ Ihr Vater stürmte in Bademantel und Hausschuhen aus der Tür. „Wo bist du gewesen? Was glaubst du, was für Sorgen ich mir gemacht habe?!“

Anna und Mike tauschten panische Blicke.

„Das ist meine Schuld. Ich wollte ...“, versuchte Mike Anna in Schutz zu nehmen.

„Das ist mir ganz egal, was du willst, Jungchen!“, unterbrach ihn Annas Vater. „Anna, ab ins Haus!“ An seiner Stirn pochte eine dicke Ader. „Und nun zu dir, Jungchen: Weißt du, was alles hätte passieren können? Ihr allein unterwegs? Nachts?“

„Ich fahre sehr vorsichtig. Anna war zu keiner Zeit in Gefahr. Ich schwöre.“ Beteuernd hob er die Hände.

Annas Vater wollte gerade antworten, da fiel sein Blick auf das Auto.

„Mit dem Wagen seid ihr gefahren?“

Mike nickte.

„Du hast dich an alle Geschwindigkeitsbegrenzungen gehalten?“

„Aber natürlich.“

„Und kein Gefummel auf dem Rücksitz?“

„Papa!“, rief Anna empört und bekam einen roten Kopf. Mike hätte sie damit aufgezogen, wenn sie allein gewesen wären. Ihr Vater jedoch beachtete sie nicht und musterte Mikes Gesicht ausgiebig.

„Na gut. Vielleicht bist du doch ein anständiges Kerlchen. Vielleicht. Ich sag dir eins: Ich mag dich immer noch nicht. Keine nächtlichen Abenteuer mehr, verstanden? Und jetzt fahr nach Hause, bevor deine Eltern merken, dass du weg bist.“

Gesagt, getan. Mike winkte Anna noch aus dem Wagen zu und fuhr dann nach Hause. An seinen Händen und unter seinen Achseln hatte sich während des Verhörs unbemerkt Schweiß gesammelt.

Zum Glück schliefen seine Eltern noch und schnarchten das Haus in Grund und Boden.

Einigermaßen zufrieden mit sich selbst ließ er sich auf sein Bett fallen und war kurz darauf schon eingeschlafen.

„Mike! Komm sofort runter!“

Er schlug blitzartig die Augen auf.

Er wusste sofort, was los war.

Er hatte vergessen, die Sachen aus dem Auto zu räumen und die Sitze hochzuklappen.

JOHANN SCHÜTT
HERZRASEN

Hier stehe ich nun.

Die Aussicht ist nett. Von diesem Hügel aus kann man die gesamte Bucht überblicken.

Direkt am Fuß der Anhöhe verläuft die Küstenstraße. Sie verliert sich sowohl im Westen als auch im Osten in der Ferne. Ach, Ferne. Das Sonnenlicht wird vom Ozean reflektiert. Er liegt da, glatt wie ein Teich. Es ist windstill, ruhig. Nur ein paar Möwen kreischen. Ich kann verstehen, weshalb er mit mir hierhergefahren ist. Hier ist man raus aus allem, kommt zur Besinnung. Leider scheint er selbst dafür überhaupt keinen Sinn zu haben. Seit er ausgestiegen ist, telefoniert er ununterbrochen. Rennt um mich herum. Momentan ist er sogar außer Sicht. Nur seine Stimme ist noch zu vernehmen. Sie klingt wütend. Wie so oft in letzter Zeit. Die meisten Gespräche bekomme ich ja mit. Wenn sie über meine Freisprecheinrichtung laufen. Wenn sie sich mal wieder streiten. Mich fragt niemand, ob ich mir das alles anhören möchte. Denn, um ehrlich zu sein: Ich möchte es nicht mehr. Das ist mir jetzt, just in diesem Moment, klar geworden. Dank dieser Perspektive hier. Ja, einfach wegfahren, das wär's.

Ich bin nah am Abhang geparkt. Viel fehlt nicht, um wie versehentlich hinunterzurollen. Und dann unten nur noch die Kurve kriegen, eine Auslaufzone bis zum Wasser ist noch vorhanden, und dann ... linksherum, rechtsherum, Ost, West, egal. Nur weg hier. Einmal nicht das treue Gefährt sein.

Niemand wird ahnen, wie es passieren konnte. Ein kleiner Ruck,

so ein Auto kann schon mal losrollen. Handbremse nicht gezogen,
Gang raus, hört man doch immer wieder mal.

Ich wackele probeweise. Es knirscht. Ein paar Kiesel kullern
davon. Es könnte wirklich klappen. Nur der richtige Moment muss
noch abgepasst werden. Damit mir dort unten niemand in die Quere
kommt. Bin ja umsichtig. Ja, genau. Und deshalb stehe ich hier
immer noch und gleich ist sein Gespräch beendet – und dann ist die
Chance dahin.

Also los jetzt. Räder leicht bewegt ... ja, es geht fast wie von selbst.
Das Ganze kommt ins Rollen. Ich komme ins Rollen. Da vorn ist
schon die Kante. Gleich da. Jetzt kann ich hinunterblicken. Ganz
schön steil. Dennoch: jetzt oder nie. Hinunter.

Welt, ich komme!

Unser Dank gilt allen Autoren von Publicis Pixelpark und der Texterschmiede e.V. sowie allen NISSAN Fahrern, die mit ihrem Crossover Tag für Tag ein neues Kapitel voller spannender Geschichten aufschlagen. Und natürlich allen Händlern, die sie immer wieder für neue aufregende Abenteuer bereitstellen.



Innovation
that excites

**Ein Mann in der Sinnkrise vor einer Ampel stehend,
ein skurriles Speeddating, Autoreifen auf der Suche
nach ihrer Bestimmung, eine bizarre Abhandlung
über Herdentiere und Einzelgänger...**

22 Nachwuchsauteuren unterwegs im NISSAN X-TRAIL: In 26 Kurzgeschichten nehmen sie den Leser mit auf eine so aberwitzige wie faszinierende literarische Reise – und skizzieren auf außergewöhnliche Art die unterschiedlichen Facetten eines einzigen Themas: „Wenn die Vernunft das Abenteuer sucht.“ Ein zu Papier gebrachtes Roadmovie, das keine Bewegtbilder braucht, weil es mit bewegenden Bildern zu begeistern weiß.

ORIGINALAUSGABE